I. Zum Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

1.

Vorausgegangen war das Festspiel von Dr. H. Drees: „Die Zollern und das Evangelium.“

Das Festspiel konnte seinen Titel nicht erschöpfen. Die Stellung der Hohenzollern zum Evangelium lässt sich nicht in den begrenzten Rahmen eines Festspiels spannen. Auch meine Worte sollen nicht ergänzen, sondern nur eine Saite vernehmlicher erklingen lassen, deren Ton von den volleren Akkorden dramatischer Bewegung gedeckt wurde.

Die Worte des Herolds haben der Gründung der Universität Halle durch den letzten Kurfürsten und ersten König aus Hohenstamme gedacht. Sie war, äusserlich betrachtet, gewiss verschieden von der Aufnahme der vertriebenen Hugenotten, Salzburger, Zillerthaler, und entsprang doch im innersten Grunde demselben Geiste evangelischen Glaubens, grossherziger, friedfertiger Duldung, weitblickender landesväterlicher Fürsorge. War doch auch durch sie ein Zufluchtsort geschaffen vor allem für den von rechtgläubiger Unduldsamkeit verstossenen Gottesmann August Hermann Francke, den Schöpfer der religiösen und kirchlichen Eigenart der neuen Universität, brach doch auch hier eine Quelle hervor, von der aus sich Ströme neuen Lebens über die dürren Auen des öffentlichen und religiösen Lebens ergiessen sollten.

In seiner stillen, überzeugten Glaubenstreue und seinem herzlichen Verlangen nach Versöhnung der streitenden Konfessionen wollte Friedrich III. — das bekundet das Statut — hier eine Stätte friedlicher und inniger Gotteserkenntnis schaffen. Und auf diesem Boden erwuchs statt äusserlicher und toter Lehr- und Bekenntnisgerechtigkeit eine in Gottes Wort lebende Herzensfrömmigkeit und ein glaubensfreudiges, werkthätiges Christentum.

So hat eines Hohenzollern Hand den Leuchter geschmiedet, auf dem die Flamme des Evangeliums in neuem, reinem Glanze strahlen, in neuer Glut brennen und wärmen konnte.

Wie ihre Funken auch in unserer Stadt gezündet haben, weiss jeder, der die Geschichte unseres Fürstenhauses, seine innigen und vielfachen Beziehungen zum Hallischen Pietismus, der die Namen der Fürstin Christine, des Grafen Christian Ernst,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Gräfin Sophie Charlotte, von Zimmermann, Neuss und Lau kennt.

Heute ist's mir eine Pflicht, einer nicht geistlichen, sondern künstlerischen Beziehung zu gedenken, die unsere Anstalt in neuester Zeit zur Universität unserer Provinz gewonnen hat.

In den Jahren 1884—88 hat das Treppenhaus des Universitätsgebäudes durch die Fürsorge des damaligen Ministers v. Gossler kostbare Wandgemälde erhalten, die von Professor Gustav Spangenberg, bekannt besonders durch seinen ergreifenden „Zug des Todes," ausgeführt sind. Jede der 4 Wandflächen im Oberstock ist einer Fakultät gewidmet, welche in der Mittelfigur ihre symbolische Darstellung findet; auf den beiden grossen Gemälden zu ihrer Seite sind Vorgänge aus dem Wirkungskreise ihrer Wissenschaft, in den beiden Eckfiguren hervorragende Hallisch-Wittenbergische Vertreter derselben abgebildet. So schliessen sich an die Theologie zu beiden Seiten Darstellungen der Predigten Johannes des Täufers in der Wüste und des Apostels Paulus in Athen, an diese die Figuren Luthers und Melanchthons an.

Durch die Güte der Witwe des zu früh verstorbenen Künstlers sind die wertvollen, von seiner Hand gezeichneten Kartons zu diesen Wandgemälden unserer Anstalt überwiesen worden. Von den grossen Bildern hat zunächst eines in unserem Museum Platz gefunden, die vier Fakultäten schmücken die Wände dieser Aula.*)

Der Dankespflicht, die wir gegen den Künstler und die Stifterin haben und fühlen, werden wir gerecht, wenn wir heute die symbolische Bedeutung seiner Arbeit uns vergegenwärtigen und den Sinn der auch für die veränderte Umgebung vielsagenden Bilder zu verstehen suchen. —

Sinnbilder von Wissenschaften sind es, die der Künstler dargestellt hat.

Die Theologie hält das Kreuz, das über sie hinausragt, über dem ihr Blick den Himmel sucht: möge sie es stets hochhalten, auch denen gegenüber, denen es ein Aergernis oder eine Thorheit ist; sie hält es mit der Linken, nahe dem Herzen: möge es ihr stets Herzenssache bleiben; sie hält es mit dem Ausdruck gläubigen Vertrauens: möge sie über ihrer wissenschaftlichen Arbeit diesen Ausdruck nie verlieren!

Beherrschend steht das Kreuz da, aus einem Zeichen des Fluches ein Zeichen des Segens, des göttlichen Sieges über Welt, Sünde und Tod geworden, beherrschend zu Wort und Sakrament,

*) Die Photographieen, welche einigen — wegen der damit verknüpften Kosten leider nur wenigen — Exemplaren dieser Schulreden beigefügt sind, verdanke ich dem Geschick und der Freundlichkeit des Herrn Oberlehrers Bühring.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beide getragen und gehalten von Engeln, den Boten göttlichen Willens, den Bürgen göttlichen Ursprungs: das Wort vom Kreuz im Worte des Heils, das Blut vom Kreuz im Kelche des Heils.

Der Blick des kelchtragenden Engels, auf den Beschauer gerichtet, er sagt: „für euch vergossen,“ der des anderen: „für euch geoffenbart“; und beide: „haltet Wort und Sakrament mit fester Hand!“

Die Schrift ist aufgeschlagen: nur so kann man darin forschen, und das gerade ist die Aufgabe der theologischen Wissenschaft. Aber dass sie es recht thue, mit den Mitteln echter Wissenschaft, stets eingedenk, dass ihr Inhalt heilig ist, dass er mit keuschen Augen geschaut, mit demütigem Geiste gefasst, mit reinen Lippen dargestellt werden will, damit die Pflicht der Kritik ihr nicht zum Gericht, das Recht des Suchens und Fragens nicht zum Unrecht des Versuchens und Verneinens werde. Sie wird ihre Aufgabe recht nur lösen können, wenn ihre Hand festhält am Kreuze, festhält das teuer werte Wort, wenn ihr Blick von den kleinen Maſsen menschlicher Klugheit absieht und des grossen Gottes Angesicht sucht, um aus der Höhe Klarheit des Verständnisses und Kraft der Ueberzeugung herabzuziehen.

Die Jurisprudenz hält die Wage in der erhobenen Linken, in deren Schalen der Gründe Gewicht, das Für und Wider wichtiger Entscheidung zwischen Recht und Unrecht auf und nieder schwebt. Der Blick ist fest auf das Zünglein gerichtet, von dessen Stellung der Spruch abhängt. Und was wissenschaftliche Erkenntnis als gültige Norm festgesetzt für Recht und Unrecht, das tritt in persönlicher Beziehung als Unschuld und Schuld, als Freiheit und Strafe in die Erscheinung. So trägt sie das Schwert nicht umsonst; scharf soll es scheiden zwischen Recht und Unrecht, scharf soll es schneiden, wo's zu schützen, zu strafen gilt. Sie hat nicht die Augen verbunden, nicht als Rechtskenntnis und nicht als Rechtspflege; denn die Klarheit der Erkenntnis und die Unparteilichkeit der Entscheidung verlangt sehende, offene Augen.

Ihr gegenüber die Medizin. Auch sie bei ernstem Thun. Ihre rechte Hand hält die Schlange über die Schale, aus der sie trinken wird: die Heilgöttin spendet dem Tiere, das hier ein Sinnbild steter Verjüngung ist, von dem neubelebenden Tranke aus der Schale der Gesundung.

Diese hält mit beiden Händen und andächtigen Blicks ein Knabe. Eine schleierartige Binde verhüllt den unteren Teil seines Gesichts. Soll sie die Jünger der Heilgöttin an die Pflicht des Schweigens mahnen? oder die Weihe andeuten, die sie empfingen? oder den geheimnisvollen Vorgang, in dem die Kräfte der Natur zur Genesung zusammenwirken?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der linke Arm der Göttin stützt sich auf das aufgeschlagene Buch, über dem die Schale mit dem Heiltrank gehalten wird; ihr Fuss ruht auf der lose geschlossenen Kiste, die einst bei den Geheimdiensten alter Götter die heiligen und heilkräftigen Symbole barg; ihr ruhiger, gesammelter Blick beobachtet scharf die von ihr vollzogene Handlung. Wir sehen die Grundlagen der Wissenschaft von dem geheimnisvollen Gebiet der zum Teil noch unentschleierten Naturkräfte an bis zu dem gebuchten Erkenntnisschatz, sehen die Anwendung der wissenschaftlichen Erkenntnis in dem Vorgang verjüngender Genesung.

Und endlich die Philosophie. Die Zeit hat tiefe Falten in ihr Gesicht gegraben, Jahrtausende sind über ihr dahingezogen, und immer hat sie mit sinnendem Auge der Flucht der Erscheinungen nachgeschaut, immer das Bleibende im Wechselnden, das Allgemeine im Besonderen, das Gesetz in der Erscheinung, den Grund in der Folge zu erfassen und zu halten gesucht.

Alles hat sich ihr in Auge und Geist gespiegelt, und so ist ihr des Weltalls Kugel zur Seite gestellt, und wie sie Himmlisches und Irdisches zu messen gewagt und gewusst, so denkt sie auch jetzt, den messenden Zirkel geöffnet in der Hand, den Blick ins Weite gerichtet, einer Frage nach, wichtig und lockend für den forschenden Menschengeist.

Das geöffnete Buch, alter und neuer Weisheit voll, liegt, gehalten von ihrer Hand, auf ihrem Schosse, Grundlage und zugleich Schatzkammer ihrer Forschung.

Ihr zur Seite steht der Genius; die eine Fackel hält er gesenkt, sie zu entfachen, mit der anderen spendet er der Göttin Licht: so leuchtet durch die wegflatternden Wölkchen des Irrtums oder der Unwissenheit das Licht der Wahrheit und führt von Erkenntnis zu Erkenntnis.

Allein wie sich dem Künstler bewusst oder unbewusst in Vorstellung und Darstellung theologische Wissenschaft und christlicher Glaube, Rechtskunde und Rechtspflege, Heilkunde und Heilkunst mischen, so dürfen auch wir aus den Bildern Grundkräfte herausdeuten, die den Organismus auch der höheren Schulen durchdringen müssen, um ihn lebens- und leistungsfähig zu machen.

Der Lebensboden dieser unserer Gemeinschaft ist das Christentum, der Glaube an Christum, den einigen Gottessohn, den einigen Mittler des Heils und der rechtfertigenden Gnade Gottes; der Glaube, der nicht nur Zustimmung zu gewissen Lehrsätzen und verstandesmässige Annahme der Heilsthatsachen ist, sondern ein persönliches Verhältnis zum Heilande; der nicht selbgenugsam in sich ruht, sondern in der Kraft der Sinneserneuerung sich auszuleben, dem Herrn zu leben, sich in sein Bild zu verklären

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sucht, indem er gotteskindliche Früchte des Geistes bringt, Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue, Sanftmut, Keuschheit.

Solchen Geistes Keime hat das Haus zu legen, die Schule zu pflegen durch Unterricht und Zucht, nicht nur in den Stunden religiöser Unterweisung, wo sie die Erkenntnis fördern, im Bekenntnis gewiss machen und den ehrlichen Willen erzeugen soll, das erkannte und erfahrene Göttliche in christlichem Wandel zu bewähren, sondern überall, wo der Goldgrund göttlichen Wesens durch die bunten Gestalten der Erscheinungswelt hindurchleuchtet; und nicht nur, wo es das in Schwachheit schwankende Herz zu stärken und das in Schuld verhärtete zu strafen, zu erweichen, umzubilden gilt, sondern überall und allezeit, im Kleingetriebe der Alltäglichkeit, im Verkehr aller mit allen, rühre sich der christliche Geist, wehe alldurchdringende, erfrischende, gesunde Glaubensluft!

In ihr gedeiht auch die Blüte der Weisheit; denn Glauben und Wissen, die hier im Bilde sich gegenüberhängen, sind Gegenstücke, die sich ergänzen. Wo die Fackel des Wissens erlischt, erleuchtet der Stern des Glaubens unseren Pfad; aber wir dürfen der Fackel folgen, bis jener sie ablöst.

Die Weltweisheit will uns heimisch und tüchtig machen in der Welt um uns, in der zu wirken uns Gott berufen hat. Nur Bruchstücke aus ihrem vielgegliederten Baue sind es, die der Kreis der Schule umschliesst; aber sie deuten Gang und Umfang menschlicher Entwicklung und Bildung an und regen so das heranwachsende Geschlecht zum Verständnis und zur Bethätigung persönlichen, nationalen, menschlichen Geistes und Lebens an.

Darum führt die Schule die Jugend ein in die Geschichte des eigenen Volkes und fremder Völker, vergangener wie lebender, in die Werke und damit in den idealen Umgang der grössten Geister aller Zeiten; darum achtet und betrachtet sie die Sprache als das Instrument, aus dem des Geistes Weisen in Melodie, Rhythmus und Harmonie nach Personen, Zeiten und Völkern eigenartig und unterschiedlich abgetönt ihr entgegenklingen; darum weist sie sie zurecht in dem grossen Erziehungshause der Menschheit, lehrt sie die Natur in dem fesselnden Reichtum ihrer Erscheinungen erkennen und beobachten, in der Geschlossenheit ihrer Gesetze verstehen und sich dienstbar machen.

Gewiss ein Vielfaches geistiger Nahrung, aber in seinen Bestandteilen und seiner Zusammensetzung vernünftig und zur Einheit zusammenzufassen durch das Band des Geistes, des Lehrenden wie des Lernenden, in dem wie in einem Brennpunkte die farbiggetrennten Strahlen zu einem Lichte zusammenschiessen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und diese Nahrung soll nicht als fremder Körper den Geist beschweren, sondern verarbeitet werden und sich in Kraft umsetzen. Daran mahnt der Name unseres Bildes. Philosophie heisst Liebe zur Weisheit. Manch Wissensstück mag später dem Gesichtskreis entschwinden: bleiben soll der dadurch geschärfte Blick für ähnliche Erscheinungen, das dadurch geweckte und nicht mehr ruhende Verlangen nach geistigem Zuwachs, nach Erweiterung und Vertiefung des eigenen Wissens und Könnens, vielseitiges Interesse, wissenschaftlicher Sinn.

Neben Glauben und Wissen tritt als zweites Paar Gerechtigkeit und Gesundheit.

Gerechtigkeit ist die Grundlage jeder sittlichen Gemeinschaft, Achtung der Rechte anderer, Erfüllung der eigenen Verpflichtungen. So in der Familie, wo doch die Liebe regiert; mehr in Staat und Schule. Ja, auch Gott sollen wir sein Recht geben in unserem Herzen, unserem Wandel.

Der höchste Orden Preussens trägt den Hohenzollernwahlspruch: „Suum cuique,“ jedem das Seine — eine Kriegserklärung an die Selbstsucht in jeder Form, eine Forderung an Verstand und Gefühl, zu wägen, was jedem zukommt, an den Willen, das Zukommende zu gewähren.

Jedem das Seine, auch in der Schule. Zunächst sachlich. Jedem Fache des Lehrplanes sein durch Geschichte und Eigenart wohlbegründetes Recht auf Achtung und Beachtung, aber auch jedem Gesetze der Zucht, das die Gemeinschaft zu ihrer Erhaltung gab und braucht.

Jedem das Seine, auch persönlich. Gerechtigkeit der Lehrer gegen die Eltern, wohlwollende Prüfung ihrer Wahrnehmungen und aufrichtige Berücksichtigung ihrer berechtigten Wünsche; Gerechtigkeit der Eltern gegen die Lehrer in dem Bemühen, ihr Wollen und Thun vorurteilsfrei zu würdigen und ihr Ansehen zu stützen; Gerechtigkeit der Lehrer gegen die Schüler in dem Bestreben, jedem das Seine, nicht allen dasselbe zu geben und aufzulegen und das Recht der Gesamtheit mit dem des einzelnen in Einklang zu bringen, keinem zu Lieb und keinem zu Leid und zugleich im Geiste ächter, nicht bloss tragender, sondern auch strafender Liebe; Gerechtigkeit endlich des Schülers gegen den Lehrer, nicht vorschnelles oder boshaftes Missdeuten seiner Maſsnahmen und Beschönigen oder Verschweigen eigener Verfehlungen, sondern Vertrauen zur Güte seiner Absichten, lauterer Gehorsam gegen seine Forderungen, pietätvolle Dankbarkeit für treue Arbeit.

Jedem das Seine — auch dem Körper, des Geistes Hülle, ihm eng verbunden in Freud und Leid.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gesundheit und Kraft sind eine köstliche Gabe Gottes, eine unschätzbare Mitgift des Zöglings aus dem Elternhause. Die Schule hat und fühlt die Pflicht, jene zu hüten, diese an ihrem Teile zu stählen und zu schmeidigen.

Gesundheit des Körpers aber nicht ohne Gesundheit des Geistes: weises Mass in geistiger Anstrengung, aber auch weises Mass im leiblichen Genuss. Die Genufssucht ist auch eine Ueberbürdung, aber eine fleischliche.

Mafs auch in Wartung des Leibes, dass er nicht geil werde, sondern durch ernste Anstrengung und spielende Bewegung stark und gewandt, ein gefügig Werkzeug mutigen Willens. —

Vom Glauben zum Wissen, vom Wissen zur Gerechtigkeit und Gesundheit — so ging unser Weg vom Centrum zur Peripherie, vom Gemüt durch den Verstand zum Willen und zur Leibeshülle.

Wer diesen Festraum betritt, den grüssen zunächst Glaube und Gerechtigkeit. Möchten sie allen, die aus- und eingehen, nicht bloss hier, sondern überall vor Augen und im Herzen stehen!

Und wenn sie jeden Morgen in ihrer stummen Sprache uns gemahnt haben an das, was wir Gott und den Menschen schuldig sind, dann falle beim Ausgang der Blick auf die Sinnbilder der Weisheit und Gesundheit, deren Dienst vor allem die Räume ausserhalb dieser Halle bestimmt sind, und lasse uns denken an unsere Pflichten gegen Geist und Leib!

Mögen Glauben und Gerechtigkeit, Weisheit und Gesundheit die Eckpfeiler sein und bleiben, auf denen der Bau unserer Anstalt fest und sicher ruht! —

Sinnbilder waren Gegenstände unserer festlichen Betrachtung. Was sie im Bilde und getrennt uns bieten, das steht vereint in leibhaftiger Erscheinung vor uns in unserem Kaiser, den Gottes Gnade heute uns einst geschenkt: lebendiger evangelischer Herzensglaube, unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe, alle Gebiete des Lebens ergreifender Wissensdrang, ernste Schätzung gesunder körperlicher Kraftentwicklung und Gewandtheit.

Und wer hat mehr Anlass und Anrecht, ihm auch hierin nachzustreben als die Jugend unseres Vaterlandes, die sein Herz mit solcher Liebe umfasst, von der er so grosse Dienste für das Vaterland erwartet? Wir alle wollen heute in gerechter Würdigung unserer Pflicht von neuem geloben, unsere Jugend, uns selbst zum Dienste für Kaiser und Reich, für König und Vaterland tüchtig zu machen, indem wir hochhalten, was er hochhält und was allein unser Volk in Not und Gefahr, in Fried und Freud hochzuhalten imstande ist: Rüstigkeit des Körpers, Weisheit, Gerechtigkeit, Glauben!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2.

Vorausgegangen war das Festspiel von Dr. H. Drees: „Fridericus Rex im Soldatenliede“.

Wie in Liedern Friedrich dem Grossen seine Soldaten gehuldigt, haben wir soeben gehört; und was sie gesungen, das haben sie auch gethan. Sie haben für ihn gearbeitet, gedarbt, gekämpft, geblutet, ihr Leben gelassen. In unzähligen Geschichten und Aussprüchen lebt und glüht jene alles überwindende Begeisterung, die noch im Todeskampfe die vorstürmenden Kameraden anfeuert und in heroischer Ruhe bekennt: „Ich sterbe für meinen König“.

Diese Begeisterung, doppelt bewunderungswürdig an einem Heere, in dem die Landeskinder nur einen kleinen Kern bildeten, wurzelt in der Ueberzeugung von der Feldherrngrösse des Königs. „Ist Fritz bei uns, so fürchten wir den Teufel nicht, aber der Teufel muss sich vor ihm und vor uns fürchten. Denn Gott ist mächtiger als der Teufel und der König klüger als unsere Feinde.“

Und zur Bewunderung kam die Liebe, erwachsen aus der Vertraulichkeit, mit der er sich väterlich zu ihnen, zu ihren kleinen Interessen herabliess, aus der Menschenfreundlichkeit, die das Leid des Krieges, der Wunden und Entbehrungen, durch thätige Teilnahme zu mildern suchte.

Die Genialität des Feldherrn, der sittliche Adel der Menschen vereint mit der gebietenden Würde des Königs zu und in einer beherrschenden Persönlichkeit war es, deren Zauber, Gewalt und Grösse sich weder der gemeine Mann, noch der höchste Offizier, noch selbst der Gegner entziehen konnte.

Sie erscheint am grössten im Unglück. Da steht der König, wie ihn Adolf Menzels Meisterhand gezeichnet, auf schmalem, überall steil abfallendem Felsgrate, hinter dem schwarz wie die Nacht, das Unwetter sich zusammengezogen hat. Ein Weichen rückwärts — und der Held versinkt im Abgrunde. Aber der kühn vorwärts gestellte Fuss, die den blanken Degen fest umschliessende Hand, das entschlossen dem Feinde zugekehrte Auge zeigen, dass in diesem Herzen keine Furcht wohnt, und dass sein Untergang, wenn unvermeidlich, eines ruhmreichen Strebens und Streitens würdig sein würde.

So sahen wohl seine Krieger diese geistesmächtige Persönlichkeit in ihrem gewaltigen Ringen gegen das halbe Europa und fühlten sich fortgerissen vom Sturme todverachtender Begeisterung, einzusetzen alles für den Einen, den Einzigen. So zeigt ihn auch ein Brief aus schwerster Zeit (17. Sept. 1757), als alle seine Länder von übermächtigen Feinden überflutet waren, sein Heer geschwächt, entmutigt, erschöpft, seine Brüder, seine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Feldherrn ohne Vertrauen, ja ohne Hoffnung, er selbst noch durch den Tod der Mutter tief gebeugt. Und doch kein Wanken, sondern fester Mut, sein Reich zu erhalten oder mit dem Schwerte in der Hand sich unter seinen Trümmern begraben zu lassen.

Aus dieser Stimmung heraus antwortet er Voltaire, der ihm geraten hatte, sich philosophisch ins Unvermeidliche zu fügen:

Voltaire in seiner stillen Klause . .
Kann sich der Tugend freu'n, die sich dem Geist verband,
Die wohl bei Plato zu erwerben.
Ich aber muss, vom Sturm bedroht,
Indem ich trotze jeder Not,
Als König denken, leben, sterben.*)

Penser, vivre et mourir en roi — das hat er nicht nur in Kriegsnot gethan und gewollt, sondern das ist auch die Summe seines Lebens überhaupt, die Formel seines Wesens.

Denken, gesinnt sein wie ein König. Er ist und fühlt sich als absoluter König. In ihm tritt ein neues, seine Zeit umgestaltendes Fürstenideal in den Gedanken- und Gesichtskreis, gegründet nicht auf pflichtenlose Rechte, sondern auf bindende Pflichten. Das Recht der königlichen Würde liegt im Bedürfnis der Völker und allein in ihm. Was der Kopf für den Körper, ist der König für seine Völker; er muss für sie sehen, denken, handeln; er ist Schiedsrichter, Schutzherr und Souverän zugleich, Hort des Friedens im Innern und nach aussen, natürlicher Mittelpunkt der Gesamtinteressen. So ist der echte Fürst nicht da zum Geniessen, sondern zum Arbeiten; sein erstes Gefühl Vaterlandsliebe, sein höchstes Ziel das Wohl und die Grösse des Staates, dem er mit seiner ganzen Person sich zu fügen, zu dienen hat; seine erste Pflicht Pflege der Gerechtigkeit, seine zweite Sicherung seines Landes.

Der König der erste Diener des Staates — das ist das erste Gebot in diesem Katechismus königlicher Pflichtenlehre. Auch hier das „L'état c'est moi" Ludwigs XIV., auch hier Staat und Fürst gleichgesetzt, aber nicht so, dass jener in die Fesseln des Herrschers geschlagen wird, sondern der Herrscher im Staate aufgeht. Herrschen und dienen in einer Person, die Gegensätze innerlich überwunden und zu höherer Einheit verschmolzen durch den kategorischen Imperativ der Pflicht, die die Arbeitskraft des Herrschers dem Ganzen dienstbar macht. Nie vorher waren solche Anforderungen an die Monarchie gestellt worden, nie vorher hatte ein so strenger und doch freier Geist das Wort genommen.

*) Pour moi, menacé de naufrage, | Je dois, en affrontant l'orage, | Penser, vivre et mourir en roi.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber was sind königliche Gedanken, wenn sie sich nicht in königliche Thaten umsetzen, das „Penser en roi“ in das „Vivre en roi?“ Leben als König ist wohl schwerer. Er hat's gethan. Nicht als ob es ihm gelungen wäre, allen seinen Idealen völlig nachzuleben: Druck und Stoss der Gegenstände und Umstände hemmen auch übermächtige Persönlichkeiten. Und indem der aufgeklärte Despotismus, dessen bewusstester Vertreter er war, überall und stets das schöpferische „Werde!“ selbst auszusprechen als sein natürliches Recht ansah, vermochte er trotz aller freiheitlichen Stimmung nicht immer Bevormundung, trotz aller Regsamkeit nicht immer Einseitigkeit, trotz aller Humanität im ganzen nicht immer Härte gegen den einzelnen und in Verfolgung des Staatswohls nicht immer den Staatsegoismus zu überwinden, Folgen des Systems und der Verhältnisse, nicht Fehler der Person.

Der König hat im Leben vollen Ernst gemacht mit seinen Forderungen. „Es ist nicht nötig, dass ich lebe, wohl aber, dass ich handle“. So hat er seine Königspflicht erfüllt in rastloser, selbstverleugnender Arbeit zum Wohle des Ganzen, schlicht und anspruchslos, wahr und gerecht; so war des Dienstes immer gleichgestellte Uhr vom frühen Morgen an auf ernste Pflichterfüllung gerichtet, der Erholung nur knappe Zeit gegönnt und diese durch edle, künstlerische, geistige Beschäftigung ausgefüllt; so regelte er als sein alleiniger Minister in eigener Person sicher und unermüdlich das Räderwerk der vielgegliederten Staatsmaschine, gewillt und imstande, überall mit eigenen Augen zu sehen und mit eigener Hand zuzugreifen, das Grosse gross und auch das Kleine nicht klein achtend, ein Selbstherrscher, aber nicht für sich selbst, sondern durch sich selbst, seine beste Kraft für seine Unterthanen einsetzend, aber von ihnen unerbittlich dasselbe verlangend.

In solcher Thätigkeit hat er die Heereskraft gestärkt, die Rechtspflege selbständig und unabhängig gemacht, die Verwaltung ausgebaut und überwacht, den Wohlstand in Handel und Gewerbe, in Landbau und Schiffahrt zu fördern, die bäuerlichen Verhältnisse zu bessern gesucht, die Künste unterstützt, geistiges Leben geweckt und geschützt, Duldung in Glaubenssachen geübt.

Zum Eroberer machte ihn die Notwendigkeit, das Bedürfnis seines Staates, dem jeder Nachbar ein Feind war; den Lorbeer des Kriegsruhmes hat Genie, Mut und Glück ihm um die Stirne gewunden: und doch schätzte er den mühsam zu erringenden Oelzweig der Friedensarbeit höher.

Und diese Friedensregierung ist Vorbild für Europas Fürsten geworden, er selbst der Maassstab königlichen Wertes und Verdienstes, der populärste Mann in deutschen Landen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So hat er durch Wort und Werk den monarchischen Staatsgedanken herausgerissen aus tiefer Versunkenheit, sein Amt durch seine Persönlichkeit geadelt, den Idealismus der Monarchie geschaffen und ihr die Edelsten des Volkes wiedergewonnen.

Und wie er als König gelebt, so ist er als König gestorben.

Die Blätter der Geschichte rühmen die Könige, die für ihr Volk gestorben, mit ihrem Heere gefallen sind, vielleicht, weil sie den Untergang ihrer Macht nicht überleben wollten.

Der grosse König hat im Donner der Schlachten dem Tode oft ins Auge gesehen, furchtlos, gleichgiltig, voll Verachtung; gesucht hat er ihn nicht, wenn auch Verzweiflung sein Herz zerriss, wenn er ihm auch Erlösung aus unsäglichem Leid verhiess. Seine Pflicht gebot ihm, für sein Volk zu leben. Und indem er dies bis zum letzten Atemzuge that, ist er in einem tieferen Sinne als König gestorben.

Das zunehmende Alter steigerte die Leiden seines schwachen Körpers zu quälenden Krankheiten. Allein sein starker Geist, dessen Thatkraft in der Vereinsamung des Alters noch zu wachsen schien, bot allem Trotz. Wie in den Tagen rüstiger Gesundheit führte er, hart gegen sich selbst, sein Regiment, nicht nur im Kabinet, auch auf Reisen und bei Besichtigungen der Truppen. „Mein Leben geht auf die Neige; die Zeit, die ich habe, muss ich benutzen; sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“ Selbst unter den Qualen der tödlichen Krankheit verliess ihn nicht die Heiterkeit und Zufriedenheit, die zarte Rücksicht auf seine Umgebung. Und noch kurz vor seinem Hinscheiden hat er seine Herrscherpflichten voll Geistesgegenwart und Frische erfüllt, und wir dürfen glauben, dass die Schlussworte seines Testaments in seiner Todesstunde Wirklichkeit geworden sind: „Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der bestverwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der tapferstverteidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüte bis an das Ende der Zeit fortdauern!“

Fürwahr, das heisst sterben, treu seiner Königspflicht bis zuletzt, mit Wünschen für sein Volk auf den erbleichenden Lippen!

Welcher echte Preusse und Deutsche möchte dem grossen Könige seinen Wunsch für das Glück des Reiches nicht nachfühlen, nachsprechen? zumal heute? Wem möchte sich der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wunsch nicht in das Gelübde wandeln, mitwirken zu wollen zum Wohle und Heile des Vaterlandes? Den Weg hat er selbst uns gewiesen: es ist der königliche und zugleich auch der bürgerliche Weg selbstverleugnender Pflichterfüllung und ernster Arbeit an uns und für andere. Ihn müssen wir gehen, wenn wir es ernst nehmen mit unserem Gelübde, gehen mit festem Tritt, in straffer Haltung, im Bewusstsein unserer Verantwortlichkeit. Und zwar in den kleinen und kleinsten Dingen. Nichts ist klein, was die Pflicht gebietet. Der Schüler, der nicht gehorsam, nicht fleissig ist, verletzt seine Pflicht nicht nur gegen seine Eltern und Lehrer, sondern auch gegen sein Vaterland und seinen König: denn gehorsame und fleissige Bürger sind es, die in der heranwachsenden Jugend erzogen werden sollen.

Lasst uns doch weniger Gewicht legen auf schöne, tönende Worte von opferwilliger Vaterlandsliebe, von Treue bis zum Tode — das findet sich für jeden echten Deutschen auch ohne diese von selbst, wenn das Vaterland in Gefahr ist —; lasst uns vielmehr nüchtern sein und im Kleinen gross, lasst uns die grosse Münze der Vaterlandsliebe und Königstreue in das Kleingeld des täglichen Gebrauchs umsetzen und sagen: wer nicht jederzeit an seinem Platze mit Ernst seine Schuldigkeit thut, der liebt sein Vaterland nicht wahrhaft, denn er erzieht ihm in sich einen unzuverlässigen, unbrauchbaren Bürger! Denken, sprechen, handeln wir so, dann werden wir dem Vaterlande in Wahrheit dienen, dann wird das klare Herrscherauge des grossen Friedrich in leuchtendem Glanze zustimmend auf uns herniedersehen, dann wird auch sein Enkel, unser teurer Kaiser und König, seine helle Freude an uns haben. Lasst uns alle das ihm heute geloben, immer in selbstverleugnender Pflichterfüllung und ernster, auch im Kleinen treuer Arbeit mitzuwirken zum Wohle des Ganzen, unseres geliebten Vaterlandes!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II. Zum Geburtstage Sr. Durchlaucht des Fürsten.

1.

Vorangegangen war der Vortrag von folgenden für Chor bearbeiteten historischen Balladen Löwes (geb. 1796): Wittekind, Heinrich der Vogler, Die Glocken zu Speier, Der Graf von Habsburg.*)

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiss nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Auch uns haben wohl des Dichters Worte und des Sängers Töne das Herz bewegt, und getragen von des Liedes festlich frohen und weihevollen Klängen, sind in Wunsch und Gebet, in freudigem Jubel die Gefühle emporgestiegen, die wir für unseren Fürsten und sein hohes Haus im Herzen hegen. Möge Gott mit ihm sein; möge sein Haus blühen und glänzen bis in die spätesten Geschlechter!

Aber der König ist nicht nur ergriffen vom Gesange, er sieht auch dem Sänger ins Auge und erkennt bekannte Züge. Wir dürfen ihm folgen und dem Meister der Töne, dessen Saiten die Fülle süssen Wohllauts entströmte, dessen Kunst dem Feste erst den schönsten Glanz verlieh, etwas tiefer ins Auge sehen. Er ist's wert; auch in diesem Sänger werden wir die Züge des Priesters erkennen.

Karl Löwe hat sein Leben mit der Unmittelbarkeit frischen Erlebens selbst beschrieben. Eine fröhliche, selige Jugendzeit verlebt er im Elternhause dort im kleinen Löbejün bei Halle als jüngster von zwölf Geschwistern. Der Vater ein gottesfürchtiger, christlich gesinnter, fleissiger Mann, der seines Amts als Kantor mit Ernst und Liebe waltet. Die Mutter eine rührige, gemütvolle, eigenartige Natur, voll Lust zu fabulieren, deren alten, längstverklungenen Geschichten der gleichgeartete

*) Anregung und Stoff gaben ausser Löwes Selbstbiographie Wellmers Schrift über ihn, ein Aufsatz von E. Sträter, Reissmanns Geschichte des deutschen Liedes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Knabe an stillen Winterabenden lauscht, während die Töne ihrer Geige sein Herz mit einem Schatz von Melodieen füllen; dazu die Schwestern, die ihm Bürgers Balladen vortragen und seine Seelesc hon früh auf den rechten Balladenton einstimmen; unter ihnen die älteste, eines Bergmanns Frau, die ihm voll tiefer Frömmigkeit oft nach einer dürftigen Moralpredigt in der Kirche in begeisterter und ergreifender Rede das Sonntagsevangelium auslegt.

Und zum Hause die Natur mit ihren Freuden, Kräften, Wundern, Geheimnissen! In warmen Sommernächten bewacht er in kleinen Strohhütten das reifende Obst, vor sich ein lustiges Feuer, neben sich eine unschuldige Pistole; oder er schweift im Walde umher, pflückt Maiglöckchen, sammelt Heidelbeeren und Nüsse, studiert den Gesang der Vögel, belauscht den Hirsch an der Tränke; oder er steht an den Schachten der Bergwerke, deren Tiefe seine Phantasie ihm mit Schauern ausmalt; oder er treibt des Tags sein Wesen auf den weiten Räumen des leeren Kirchenbodens, während nachts ihn Geister und Gespenster besuchen. Sonntags aber erklingt seine helle Stimme im Gottesdienst von der Orgel herab im Chor- und Sologesange: auf dem festen Grunde des Chorals entfaltet sich seine musikalische Begabung.

Die Besetzung der Vaterstadt durch die Franzosen (1806) lässt ihn die Greuel des Krieges sehen und entflammt sein empfängliches Herz in Liebe zu König und Vaterland. Sein Talent verschafft ihm Aufnahme in die lutherische Schule der Bachstadt Cöthen, wo er in dreieckigem Hut, in Mantel und Zopf in der Kurrende mitsingt; der Vater, selbst höher gebildet, bringt den begabten Sohn bald in die Händelstadt Halle, wo er in der Lateinschule der Francke'schen Stiftungen seine wissenschaftliche, in dem Chore, vor der Orgel, in den Konzerten, im Hause des trefflichen Organisten Türk, dessen Lieblingsschüler er wird, seine musikalische Ausbildung erhält. Er erwirbt sich durch Gesang König Jérômes Gunst; ein Studienaufenthalt in Italien winkt ihm. Da bricht der Befreiungssturm los. Ohne Erfolg meldet er sich zum Eintritt in Lützows wilde, verwegene Jagd: er ist zu schwach; aber als der Donner der Völkerschlacht erdröhnt, lässt's ihm doch keine Ruhe: er wandert mit einem Kameraden hinüber nach Leipzig und erlebt unter Abenteuern die Schrecken des Riesenkampfes.

Von 1817 an studiert er Theologie, daneben klassische Philologie und Philosophie. Auch die geliebte Musik pflegt und übt er in gleichgestimmtem Kreise: sie führt ihm die Braut zu; die Liebe leistet Mitarbeit an seinen ersten Balladen, die seinen Ruhm begründen. Er dient als Jäger im Heere, ficht und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schwimmt, macht Reisen nach Dresden, Weimar, Jena, wo er mit Weber, Tieck, Hummel bekannt wird und mit Goethe, dessen Enkel zwei Jahrzehnte später sein Schüler wird, über den Erlkönig und das Wesen der Ballade spricht.

1820 führt ihn nach glänzend bestandener Prüfung ein ehrenvoller Ruf nach Stettin als Organist und Musikdirektor an der Jacobikirche sowie als Gesanglehrer am Seminar und Marienstiftsgymnasium. Hier entfaltet er eine reiche Thätigkeit. Er erteilt auch wissenschaftlichen Unterricht, setzt seine philologischen und theologischen Studien fort, predigt, ist litterarisch thätig, treibt Naturgeschichte und unter Grassmanns Leitung mit Vorliebe Astronomie, sodass ihn schon 1832 die Universität Greifswald zum Ehrendoktor ernennt. Später beschränkt er sich auf seine Kunst. Er schreibt eine Gesang-, Klavier-, Generalbassschule, leitet den gemischten Chor am Gymnasium, den Männerchor am Seminar, gründet einen nach ihm genannten Verein, in dem er als Dirigent und Solist auftritt, unterstützt von seiner kunstsinnigen, stimmbegabten zweiten Gemahlin, veranstaltet zahlreiche Aufführungen in Aula und Kirche, erteilt Privatunterricht, oft in uneigennützigster Weise, und komponiert mit der unerschöpflichen Kraft des Genies unzählige Werke. Mittelpunkt eines hochgebildeten Freundeskreises, lehnt er lockende Anerbietungen nach auswärts ab, um im Segen in vertrauter Umgebung und über sie hinaus weiter zu wirken.

Ferien und festliche Anlässe führen ihn zur Erholung, als Balladensänger, als Dirigenten seiner grossen Chorwerke nach fast allen Grossstädten Deutschlands, ja bis nach Norwegen und England, und mit empfänglichem Sinn geniesst er Menschen und Natur. Am liebsten eilt er an den Hof Friedrich Wilhelms IV., der den Künstler liebt und ehrt, und an dem dieser mit herzlicher Verehrung hängt.

Ein Schlaganfall setzt diesem regen Geiste und Leben eine Schranke. Siebzig Jahre alt scheidet er 1866 aus seinem lieben Amt. Drei Jahre darauf schlummert er sanft hinüber. In Kiel, wo er gestorben, liegt er begraben; sein Herz aber ruht neben seiner Orgel in der Jacobikirche zu Stettin. —

Ein Leben ohne grosse äussere Erschütterungen, aber reich an inneren Erlebnissen und Ergebnissen!

Reich vor allem sein Wirken, staunenswert die Vielseitigkeit und Leichtigkeit seines Schaffens. Freilich zum Feilen fehlte ihm Musse und Lust — „ich war nie imstande, eine Note zu ändern,“ sagt er selbst —; drum steht neben Grossem Minderwertiges. Aber was gross ist, bleibt deshalb gross, und wer wollte den Meister kleinlich meistern, weil nicht alle Blüten, die sein verschwenderisches Füllhorn spendet, frisch und duftig sind?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hunderte von Balladen, ein- und mehrstimmige Lieder, Klavier- und Instrumentalmusik, weltliche und biblische Oratorien, Opern, dramatische Scenen, Kantaten, Psalmen, Kirchenmusik im engsten Sinne — das sind die Gebiete und Formen seines Schaffens.

Und ebenso vielseitig sind seine Stoffe: heitere Griechengötter, biblische Scenen, christliche Heilige und Märtyrer, heidnische Volkssagen, mittelalterliche Typen, Brahmanen, Türken, Mohren, exotische Gesellen jeden Schlages, Wind und Wolken auf nordischer Heide, Mondnebelglanz, Waldesrauschen, unheimlich-lieblicher Elfenreigen, Pflanzen- und Tierleben, Landschaften von glühender Farbenpracht des Südens, Rast in der Oase, süss-murmelndes Plätschern des Wüstenquells, romantische Ritterburgen, altertümliche Städte — sie alle zaubert er stimmungsvoll, charakteristisch und dabei doch überraschend einfach vor die Seele.

Aber bei aller Vielseitigkeit gehört sein Herz doch der deutschen Romantik in Sage und Geschichte, ruht seine Meisterschaft besonders auf einer Form: der Ballade. Man hat ihn einen musikalischen Illustrator oder Epiker genannt. Das ist er auch, aber er ist mehr: der Schöpfer des eigentlichen, einheitlichen Balladentons. Das ist seine musikgeschichtliche Mission und Bedeutung.

Von seinen hauptsächlichsten Vorläufern beachten Reichardt und Zelter, wie vor ihnen das Volkslied die Handlung wenig oder gar nicht; Zumsteeg und Schubert suchen zwar auch diese musikalisch zu entwickeln, verlieren aber darüber den einheitlichen Ton der Erzählung.

Löwe verbindet beides und findet so den einheitlichen Balladenton, auf dessen Grunde die einzelnen Bilder treu und eigenartig hervor- und in innerlich gegebener Folge auseinandertreten, ohne dass durch die Gruppierung und Entwickelung die Grundstimmung aufgehoben, der einheitliche, organische Charakter des Ganzen zerstört wird.

Auch das dramatische Element kommt in diesem Rahmen zu voller Geltung. Das Ich, die Stimmung des Künstlers umfasst und trägt den Gegenstand; dadurch tritt zu dem objektiven das subjektive, zu dem epischen das lyrische Element, und aus beiden entwickelt sich das dramatische, das weder bloss Thatsachen, noch Stimmungen, sondern Handlungen darstellt.

So bewirkt in der Ballade eine melodische Kraft, dass die Gestalten der Sage und Geschichte redend und handelnd an unserem geistigen Auge vorüberziehen, wie dies in idealer Weise in Löwes „Erlkönig“ geschieht. Die Wirkung der echten, der Löwe'schen Ballade, die selbst zur dramatischen Scene, zur Tragödie wird, gipfelt in dem dramatischen Leben, das sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

darin entwickelt, und weil sie in sich die drei Grundformen poetischer Darstellung vereinigt, ist sie das Hohelied des Gesanges oder, um mit Richard Wagner zu reden, eine ebenso originale als geniale und zugleich echt deutsche Kunstschöpfung.

Aber worin besteht dieser Balladenton? Löwe gewinnt ihn aus dem mehr volksmässigen, zu einem ganzen Versgebäude ausgeweiteten Romanzentone, den er in eine oder zwei Zeilen zusammenfasst. Diese in sich abgeschlossene Gesangsphrase bildet den Grundton, der, nach dem Verlaufe der Handlung in Melodie, Harmonie, Rhythmus, Tempo, in Einlagen, Anklängen, Wiederholungen umgeformt und abgeändert, die Bedeutsamkeit wie die Ausführung der einzeln heraustretenden Bilder und Gruppen bestimmt und die ganze Ballade durchzieht, wie der Grundton der Sprachmelodie die Erzählung, wobei dann der Begleitung als Hauptaufgabe die Veranschaulichung des Thatsächlichen zufällt.

So setzt in „Heinrich dem Vogler“ sofort die so einfache und doch so treffende und stimmungsvolle Grundmelodie im $^4/_8$ Takt ein; wie die Anfangsstimmung des Königs selbst, verschwindet sie beim Nahen der Reiterschaar; der Rhythmus geht, entsprechend der erregten Empfindung, in den lebhafteren $^6/_8$ Takt über. In verändertem Rhythmus und veränderter Tonart klingt sie immer wieder in die bewegte Scene hinein, bis sie endlich, als mit der Annahme der Königskrone Ruhe in Herz und Handlung zurückkehrt, mit geringer Abänderung in eindringlicher Tonlage und schwererem Tempo, das die Bedeutung des geschichtlichen Ereignisses schildert, voll und rund das Ganze abschliesst. So vollzieht sich auf ihrem Grunde eine lebendige Handlung; der Künstler malt in allen Tönen — den blinkenden Morgen, die behagliche Stimmung des Königs, der Wachtel Schlag, der Lerche Sang, den schmelzenden Ton der Nachtigall, das erst ferne, dann näher kommende Trappeln der Pferdehufe, das Anhalten der Reiterschar, den Gegensatz der feierlichen Verkündigung im Namen des Reiches und der stillen Huldigung, die (mit dem wohlgemuten Anfang verglichen) tiefbewegte und doch würdevoll gehaltene Stimmung des Königs —, und trotzdem herrscht volle Einheitlichkeit: das Ganze, umwoben vom Dufte romantischen Zaubers, mutet zuletzt an wie ein wundervoll ausklingender Akkord.

Und so ist's in der „nächtlichen Heeresschau“, „Herrn Oluf“ der Mutter Geist“ und unzähligen seiner Balladen.

Ueberall finden wir einen ausgeprägten Sinn für die Eigenart des Thatsächlichen, wodurch er die verschiedenartigsten Stoffe sich aneignet; überall aber auch eine wahrhaft poesie- und geistvolle Auffassung dieser Stoffe, Wahrheit, Kraft und Tiefe der Empfindung, edel, kerngesund, frei von Empfindelei, und daher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

überzeugend, ergreifend, erhebend; daneben einen ungewöhnlichen Reichtum der Phantasie und Erfindungsgabe, der ihn befähigt, die leidenschaftlichsten und zartesten Töne anzuschlagen, die rührendschlichtesten und fremdartigsten Bilder mit gleicher Treue zu entrollen; vor allem aber eine unerschöpfliche Gestaltungskraft, die von den einfachen Bedingungen des Sanglichen aus geistvoll das Charakteristische jeder Erscheinung oder Person, bald in schlichter episch-rezitativischer Erzählung, bald in ausgeführter lyrisch-dramatischer Rede und Handlung, trifft und es auch in den kleinsten Zügen mit miniaturartiger Sauberkeit und doch mit den einfachsten Mitteln hinzustellen vermag in sinnreicher, durch die Wahrheit des Ausdrucks packender, auch des kräftigen Humors nicht entbehrender Tonmalerei, in edler, oft reiz- und schwungvoller, stets aber ungezwungener, klarer und wohlklingender Melodiebildung und Führung, die in ihrer Volkstümlichkeit zeigt, wie die Kunst des Meisters musikalisch auf dem Choral und dem Volksliede fusst.

Wer könnte verkennen, wie diese Elemente seines künstlerischen Schaffens in dem Gange seiner Erziehung und Bildung liegen, wie dieses selbst im letzten Grunde getragen ist von dem Geiste einer trotz alles Realismus idealen und wahrhaft poetischen, trotz aller Universalität echt deutschen und christlichen Weltanschauung?

Und so dürfen wir uns auch dessen freuen, dass der geniale Künstler ein guter Mensch gewesen ist. In die Wahrheit und Seligkeit des Evangeliums durch seine Erziehung und eigene Erfahrung eingeführt, bewährte er seine Ueberzeugung in Ausübung seiner — grossenteils geistlich gerichteten — Kunst wie durch seinen Wandel in der Familie, im Amte, im geselligen Verkehre. Nicht minder hat ihn ein inniger Zug zur Natur als Gottes Offenbarung, aufgeschlossener Sinn für ihre Grösse und Lieblichkeit, ihre Wunder und Geheimnisse durchs Leben begleitet. Heimatsgefühl, Vaterlandsliebe, Königstreue, entflammt in der Zeit der Knechtschaft, vertieft in der Arbeit des Berufs, hat seinen Geist immer wieder zurückgeführt zur unversieglichen Quelle volkstümlicher Ueberlieferung, aus der seine Kunst stets neue Nahrung zog. Ein für alles Hohe und Schöne empfänglicher Sinn leitete ihn in die weiten, stolzen Hallen der Wissenschaft, in der Ueberzeugung, dass jede echte, geläuterte Kunst auf dem sicheren Grunde wissenschaftlicher Bildung ruhe. Die Treue, Offenheit, Uneigennützigkeit, Liebenswürdigkeit seines Wesens, die selbst bei entgegengesetzten Naturen den Punkt harmonischer Berührung fand, liess ihn Freundschaft und Liebe in reichstem Maasse üben und finden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Möchten doch die Werke dieses liebenswerten Meisters mehr als bisher an den höheren Schulen gepflegt werden, deren Verbande er selbst als Lehrer angehört hat! Eine Fülle edelster und fruchtbarster Anregungen würde daraus hervorgehen, und nicht zum wenigsten ist das Charakterbild des Menschen geeignet, diejenigen sittlichen Eigenschaften dem deutschen Knaben und Jünglinge nahezubringen, die er nötig hat, wenn er werden will, was jener war, — ein ganzer Mann: Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Königstreue, Naturgefühl, Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, Berufstreue, Bescheidenheit, Offenheit, Menschenliebe.

Mögen diese Tugenden auch unter der Jugend unserer Anstalt immer mehr sich entfalten, damit wir immer näher kommen dem hohen Ziele, das unser Beruf uns vorhält, und dem näher zu kommen wir nächst Gott und dem Könige dem Schutzherrn dieser Anstalt verpflichtet sind!

2.*)

„Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ hat das Festspiel uns vorgeführt. Sie weckten die Erinnerung an manche genussreiche Stunde, die uns das Lesen der „Ahnen“ bereitet, die Erinnerung auch an den Mann, der diese Ahnenbilder mit der Hand des Kenners und Künstlers gezeichnet hat.

In den Frühlingstagen dieses Jahres (1895) ist Gustav Freytag abgerufen aus dieser Zeitlichkeit, aus seinem Volke, das er geliebt hat mit der Stetigkeit seiner kräftigen Seele, und zu dessen Lieblingen er gehört hat und gehören wird.

Sein Anteil an dessen Geschicken war vor allem ein innerer. Er gehört nicht zu den grössten, wohl aber zu den führenden Geistern seiner Zeit und seines Volkes. Der Gedanke, den er schon im „Gelehrten“ ausspricht: „Sich den Forderungen des Tages entziehen, ist Schuld“, führt zu dem Entschluss: „Ich gehe ins Volk“ und zur That in politischer und litterarischer Arbeit. Wie er sein eigenes Geschick von der allgemeinen Entwickelung des Volkes abhängig dachte und machte, mit ihm fühlte und lebte, so hat er aus eigener Erfahrung und zu fremder Belehrung das Denken und Fühlen, Sehnen und Arbeiten seiner Zeit in sich selbst und in seinen Werken so vollendet als möglich dargestellt und damit der Nation gedient, die in seinen Werken ein gutes Stück ihres eigenen Wertes dargestellt sehen durfte.

---

*) Anregung und Stoff boten die im Todesjahre Freytags erschienenen Aufsätze über ihn von A. von Hanstein, F. Poppenberg, R. Koenig, H. Pantenius.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In einer Zeit „frostigen Missbehagens“ hielt er dem Volke den Spiegel seiner Tüchtigkeit vor zur Freude und Erhebung, in seinen Romanen, Bildern, Journalisten. Diese volkserziehliche Absicht formt die Personen seiner Werke nicht zu isolierten Einzelpersonen, deren Seelenleben zu zergliedern ihn dankbare Aufgabe dünkt, sondern zu Typen, zu Repräsentanten der einzelnen Stände und Klassen, ja ganzer Geschlechter, in deren scharfgefassten Zügen er die zeitlich bestimmte Physiognomie seines Volkes festhalten will.

Und er thut es mit sittlichem Ernst und mit warmherziger Liebe zu Heimat, Volk und Volkstum, die im nüchternen Gewande des bürgerlichen Alltagslebens ebensowohl das unscheinbare, aber haltbare Gespinst ehrenfester Gesinnung als die goldenen Fäden poetischen Empfindens zu sehen und aufzuweisen vermag; mit scharfer und feiner Beobachtung, der auch, ja gerade das Kleinste der Beobachtung und Darstellung wert erscheint; mit anschaulicher Gestaltungskraft, die nicht nur bildet, sondern auch belebt; mit liebenswürdigem, lebensfrohem Humor, der in sonniger Heiterkeit auch trübes Gewölk verklärt und die Missstimmungen des Tages überwindet, indem er sich in überlegener Ruhe selbstbefreiend über sie erhebt.

Doch es kann und darf nicht Aufgabe knappbemessener Minuten sein, Freytags Eigenart und seiner Werke Bedeutung im einzelnen kritisch zu würdigen. Wie ihm selbst ein starker lehrhafter und erzieherischer Zug eigen ist, so dürfen wir in diesem Raume und an diesem Feste vor allem nach Gedanken und Forderungen dieses praeceptor Germaniae fragen, die noch heute beherzigenswert sind.

Wir greifen einen sittlichen, einen politisch-wirtschaftlichen und einen kulturgeschichtlichen heraus.

„Der Mensch soll sich hüten, dass Gedanken und Wünsche, welche durch die Phantasie in ihm aufgeregt werden, nicht allzugrosse Herrschaft über sein Leben erhalten“: so lautet das Leitmotiv von „Soll und Haben“. Anton Wohlfahrts Seele schwankt zwischen dem Kaufmannshause und dem adligen Schlosse; seine Sehnsucht fliegt umher und zieht ihn, trügerisch wie ein Irrlicht, aus seinem Geleise. Sein Frieden wird erst dann wieder voll, als er sich selbst und den Kreis, der der seine ist, zurückerobert. Wer vom geraden Wege abschweift und irrenden Wünschen nachhängt, der verwirrt seine Seele und stört die Ordnung des Lebens. Erst besonnenes Urteil, ernste Selbstzucht, stetige Arbeitskraft verleiht einem jeden Wert und Glück.

Schweifende Gedanken, irrende Wünsche, begehrliche Regungen, Mangel an Stetigkeit und Selbstzucht — sind sie nicht Züge unserer rastlosen Zeit? Habt Ihr, liebe Schüler,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stetigkeit geübt im Gehorchen und Arbeiten, Selbstzucht im Denken und Wollen, im Reden und Thun, bei Genuss und gegenseitigem Verkehr? Wir wollen alle im Dienste an unserem Volke unser Thun stellen unter das Gebot des sittlichen Willens und ihm mit Ernst und Stetigkeit, aber auch mit Freuden und nicht mit Seufzen nachkommen, nicht allein, wo's drauf ankommt, sondern auch, wo's nicht drauf anzukommen scheint: dann wird Segen auf unserer Arbeit ruhen.

Hiermit greift das Sittliche schon in das Politisch-Wirtschaftliche hinüber. Unter dem Titel von „Soll und Haben" steht: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit." Redliche Arbeit erwächst aus Stetigkeit des Sinnes und aus Selbstzucht und hat andererseits beide zur Frucht. Die Arbeit ist das Glück des einzelnen und der Völker. Es giebt kein grösseres Glück, als sich in seiner Heimat mitten unter seinen Landsleuten tüchtig zu rühren, und die freie Arbeit allein macht das Leben der Völker gross, sicher und dauerhaft: so lautet Freytags Bekenntnis, und er preist das deutsche Geschäft, wo die Arbeit eine Freude ist.

Und heute? Gewiss haben die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse vielfach zur Ausbeutung der Arbeitskraft geführt. Aber andererseits: wie viele betrachten die Arbeit nicht als eine Lust, sondern als eine Last, richten ihr Sinnen nur darauf, wie sie möglichst wenig arbeiten, möglichst viel verdienen oder geniessen können! Da geht der sittliche Wert der Arbeit verloren und damit ihr Segen, der innere wie der äussere, Befriedigung und Wohlstand.

Ist unsere Anstalt wie jenes solide Kaufmannshaus, das Freytag schildert, eine Stätte, wo die Arbeit eine Freude ist? wo das Haben dem Soll entspricht? Prüfen wir uns selbst, vor allem Ihr, liebe Schüler! Wieviel Murren und Seufzen über zuviel Arbeit, wieviel geheimer Widerstand gegen die nötigsten Anforderungen!

Für Freytag ist der eigentliche Träger der Arbeit im Staate der Mittelstand, mag er nun im regsamen Kaufhause oder draussen in der Grenzmark als Bebauer des Landes und Pionier deutscher Ordnung und Bildung wirken. Das arbeitsame, ehrbare Bürgertum ist ihm der erste Stand; in ihm liegen die starken Wurzeln nationaler Kraft, liegt die Bürgschaft nationalen Glücks. Mancher wird diese Anschauung etwas einseitig und eng finden; aber wahr ist daran, dass Bestand und Glück des Staates sich gründet auf einen tüchtigen, arbeitsamen, ehrbaren, wohlhabenden Mittelstand in Stadt und Land. Ihn erhalten heisst für ihn: sich selbst erhalten. Und wer immer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihm angehört, trachte nicht nach oben, sondern halte lieb und wert, was ihm ward, und schäme sich seines Standes nicht, sondern setze seinen Stolz darein, ihm Ehre zu machen! Zeigt der Mittelstand solchen Stolz, solche Tüchtigkeit, so wird er eine eherne Mauer sein gegen die brandenden Wogen des Umsturzes. Auch darin, dass er hochhält, was dieser in seinen trüben Strom hineinzuziehen sucht, Heimat und Vaterland, Volkes Art und Sitte, Ehe und Familie, der Ahnen lange Reihe und was sie gethan und an Gütern aller Art uns hinterlassen haben.

Das führt uns hinauf zu dem letzten und weitesten Ausblick, zu dem kulturgeschichtlichen, und zurück zu den Bildern des Festspiels.

Die Frage: „In welchem Verhältnis steht der Einzelne zur Gesamtheit?“ hat Freytag viel beschäftigt; sie klingt durch alle seine grossen Arbeiten hindurch. Sie teilt sich nach der Gleichzeitigkeit und Nachzeitigkeit in die Unterfragen: „Wie ist das Verhältnis des grossen Mannes zu seinem Volke und das des Enkels zu den Ahnen?

Die erste hat für uns nur theoretische Bedeutung. Geht die geschichtliche Entwickelung vom Volke oder vom einzelnen aus? sind die grossen Persönlichkeiten nur Aeusserungen der Volksseele, nur die Träger grosser Volksideeen? entstehen die Begebenheiten der Geschichte wie die Volkslieder, deren Urheber man nicht kennt, oder geht alles Geschehen auf die persönlichen Wirkungen grosser, führender Geister zurück?

Zwischen dieser — man könnte sagen — demokratischen und aristokratischen Anschauung vermittelt Freytag. Zwischen dem grossen Manne und seinem Volke besteht eine Wechselwirkung: er bedarf des Volkes und das Volk bedarf seiner. Die Reformation ist eine That des Volkes; aber Luthers Art hat dem allgemein Empfundenen die besondere Gestaltung gegeben. Bismarck hätte die deutsche Einheit nicht zustande bringen können, wenn nicht die nationale Idee im Volke lebendig gewesen wäre; aber die Art, wie er sie zustande brachte, ist sein Werk. So erkannte auch Freytag neben der Macht der Volksseele die Bedeutung eines grossen, mannhaften Willens gegenüber einer ganzen Zeit an.

Wichtiger, weil auch von praktischer Bedeutung ist für uns das Verhältnis des Enkels zu den Ahnen. In seinen „Bildern“ und seinen „Ahnen“ weist Freytag nach, wie der einzelne von seinem Volke und seinen Vorfahren abhängt, wie die neue Zeit auf den Schultern der alten steht, die modernen Menschen Erben der Ahnen sind, wie auch in den letzten Enkeln schliesslich auf Grund ererbter Erfahrungen gemeinsame Wünsche und Thaten zum Ausdruck kommen. Diese Abhängigkeit ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jedoch nicht Stillstand, sondern Weiterentwickelung, Wechsel der Erscheinungsform unter Wahrung wesentlicher Züge. Von Ilse, dem deutschen Mädchen, sagt er selbst: „An ihrem Wesen hing etwas von allem, was die Ilsen seit zwei Jahrtausenden gewesen, ein Stück Alraune, Methspenderin, Reiterstochter, Pietistin“ Und so hängt auch jedes Geschlecht vom vorhergehenden ab.

Das sollte beherzigt werden in einer Zeit, wo der einzelne sich in falschem Befreiungsdrange zu lösen sucht von den Schranken seines Daseins, die doch zugleich dessen naturgemässe Grundlagen sind, und wo eine tiefgreifende Bewegung in der Gesamtheit voll blinder Verkennung der Gesetze geschichtlichen Werdens einen Zukunftsbau errichten will, nachdem sie die ersten Grundsteine gelockert und beseitigt hat, welche die Arbeit vergangener Geschlechter gelegt.

Aus dieser Abhängigkeit erwächst vielmehr dem einzelnen die Verpflichtung, den Zusammenhang mit den Vorfahren zu erkennen, ihm nachzudenken, sich in ihm zu fühlen und, wie dies Freytag gethan, zu bethätigen, indem er die überkommenen äusseren und inneren Güter wahrt und mehrt. Studieren wir unser Volk, seine Geschichte, seine Sprache, sein Wesen, seine Tugenden und Untugenden; lernen wir verstehen, was unsere Vorfahren gross und klein gemacht, dass wir das eine befolgen, das andere meiden; halten wir wert und fest, was sich im Wandel der Zeiten bewährt hat in Staat und Kirche, in Schule und Haus, was sie uns überliefert haben an Gütern der Bildung und Gesittung, des Glaubens und der Liebe, in Kunst und Wissenschaft, in Recht und Gesetz; suchen wir an „dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen!“ Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!

Von diesem Erbe der Ahnen unveräusserliche Stücke Euch, liebe Schüler, zu überliefern, ist die Schule berufen. Nehmt die Schätze der Bildung im weitesten Sinne mit gutem Willen und wachsendem, liebevollem Verständnis auf, um sie dereinst kommenden Geschlechtern vermehrt weiter zu geben und Euch als würdige, weil lebendige Glieder einzuordnen in die grosse Reihe derer, die am Kulturfortschritt unseres Volkes arbeiten! —

Es ist nicht schwer, von diesen Betrachtungen den Weg zu finden zu der Persönlichkeit, die zu feiern dieses Fest bestimmt ist.

Wenn Freytag die Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit des deutschen Bürgertums preist und auf ihm des modernen Staates Bestand und Heil gegründet sieht, so wissen wir uns eins mit ihm in der Hochschätzung dieses tüchtigen, unentbehrlichen Standes; aber wir richten zugleich unsere Blicke von der breiten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Basis hinauf zu der aufwärts weisenden Spitze, zu unseren Fürstengeschlechtern, die unserem Volke in vielen schweren Stunden Vorbild und Führer gewesen sind. Und wenn irgendwo, so hat gerade hier die Abhängigkeit des einzelnen vom Geiste und Leben der Ahnen sich zum Heile des Volks erwiesen in Bethätigung wahrhaft fürstlicher Gesinnung, opferwilligen Gemeinsinns, thatkräftiger Mitarbeit an den Aufgaben der Gegenwart, in einem Geiste, der ebenso darauf bedacht ist, bewährte Rechte und wertvolle Güter einer vergangenen Zeit zu wahren, wie das geschichtlich Gegebene organisch weiter zu entwickeln.

In dem Schutzherrn unseres Gymnasiums verehren wir mit Recht und mit Stolz ein solch edles Glied einer erlauchten Ahnenreihe, und so lassen Sie heute als an seinem Geburtstage diesen freudigen Stolz ausklingen in dem Rufe: Se. Durchlaucht Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode, er lebe hoch! hoch! hoch!

IV. Zur Entlassung der Abiturienten.

Meine jungen Freunde!

Ich habe oft von älteren Männern gehört, dass sie bisweilen im Traume noch die Schrecken des Abiturientenexamens durchzumachen hätten, dass sie vor eine mathematische Aufgabe, vor ein deutsches oder lateinisches Aufsatzthema gestellt würden, das sie sich nicht mehr zu behandeln getrauten. Jetzt, wo die so arg empfundenen Schrecken der Prüfung durch eine mildernde Prüfungsordnung gebannt sind, werden wohl künftig so böse Träume den Schlaf des Staatsbürgers nicht mehr stören. Und wir könnten uns dessen nur freuen. Denn wenn irgendwer, so muss die Schule wünschen, dass ihre tiefgehende Nachwirkung sich nicht in bösen Träumen, sondern in klarem Denken und kräftigem Thun äussere, dass nicht der mühsam erklommene Höhepunkt einer kurzen, oft nicht sehr aussichtsreichen Prüfung, sondern der langsam, mit Anstrengung und wachsendem Erfolge durchmessene, von häufigen, immer sich erweiternden Ausblicken belohnte Weg dorthin dauernden Eindruck gemacht haben möge.

Dass die Arbeit der Schule an Ihnen vergeblich gewesen sei, ist ausgeschlossen: wir hätten Ihnen ja sonst das Reifezeugnis nicht zuerkannt. Aber ob die in Ihre Schulzeit zurückreichenden Eindrücke bestimmend auf die Gestaltung Ihres

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

künftigen Lebens einwirken werden, das ist eine andere Frage. Es liegt in Gottes Hand, in dessen Namen und nach dessen Geboten wir an Ihnen zu arbeiten bemüht gewesen sind.

Diese Scheidestunde legt es nahe, Ihren Blick noch einmal auf eine Erscheinung zu richten, die im letzten Jahre in Ihren Gesichtskreis getreten ist, und an der die Schule zeigen und Sie selbst ermessen können, was Sie an lebenskräftigen Keimen mit hinausnehmen ins Leben, wenn Sie es nur kennen und nutzbringend machen wollen.

Es liegt vielleicht in der Vielgestaltigkeit der Berufsaufgabe des einzelnen, dass er im späteren Leben so selten oder gar nicht mehr dazu kommt, die Klassiker — ich meine nicht bloss die alten, von denen allein man's gewöhnlich zu behaupten beliebt, — wieder zur Hand zu nehmen, und man mag es mit den Ansprüchen, die das Leben stellt, entschuldigen; aber es wäre ein unentschuldbarer Aberglaube, anzunehmen, dass ihre allgemein menschliche Bedeutung durch die schulmässige Behandlung erschöpft wäre. Die wahre Grösse und Tiefe der alten wie der neuen Klassiker und ihrer Schöpfungen geht erst dem gereiften Verständnis auf, und die Wahrheit und Tragkraft ihrer Ideeen lernt erst der würdigen, der, im Leben selbst stehend, sie an dessen Erscheinungen misst.

Plato hat Ihnen das Idealbild seines grossen Meisters Sokrates gezeichnet, wie es eben nur die Hand eines verständnisvollen, dankbaren Jüngers vermag. Sokrates selbst hat es abgelehnt, ein Lehrer zu sein, und doch ist er für viele ein Wegweiser geworden zu einem neuen Leben, und er ist es wert, noch heute gehört zu werden, wenn es sich darum handelt, die Grundsätze eines vernünftigen Lebens festzustellen und handelnd festzuhalten, ja er darf noch heute als Vorbild idealer Lebensführung gelten. Und der Punkt, von dem aus dieses Leben betrachtet und verstanden werden will, ist noch heute für alle, für den König wie für den geringsten Arbeiter, der Quellpunkt sittlicher Thätigkeit und Tüchtigkeit: die Pflicht.

Sokrates hat sein Leben gestellt unter das Gebot der Pflicht gegen sich selbst, gegen seine Mitbürger, gegen das Vaterland, gegen Gott. Und Sie sollen das auch immer mehr lernen und müssen es, wenn Sie dereinst nützliche Glieder unseres Volkes und würdige Vertreter Ihres Berufes werden wollen.

Sokrates sieht die Pflicht gegen sich selbst in der Wahrheit, in der Wahrheit im Denken und Handeln.

Gott hat ihn den Weisesten genannt. Gott kann nicht irren, und doch ist Sokrates sich keiner besonderen Weisheit bewussst. Er beruhigt sich nicht mit der Autorität des Gottes bei diesem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihn so hoch ehrenden Ausspruche, sondern es drängt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, den verborgenen Sinn des Spruches zu verstehen. Keine Unbequemlichkeit, keine Rücksicht auf die Schwächen anderer, nicht Hass und Missgunst schrecken ihn: er geht seinen Weg, der ihn zum Ziele führt, zur Erkenntnis der Wahrheit, der wahren Meinung des Gottes. Und wie hier, so immer. Seine Freudigkeit im Forschen ist unermüdlich, wie dieses ihm unentbehrlich.

Aber der Wahrheitsdrang muss auch richtig geleitet sein, wenn er zum Ziele führen soll. Wer den zufälligen Ergebnissen der Erfahrung folgt, wer sich den Einflüssen unbestimmbarer, wechselnder Umstände hingiebt, wird das hohe Ziel bald aus den Augen verlieren, wird der Wahrheit nicht näher kommen. Zu ihr führt nur der vernünftige Grund, der allein durch das Wesen der Sache selbst bestimmt wird. Diesen unvergänglichen, untrüglichen, unbedingten, in Wirklichkeit idealen Massstab legt Sokrates stets und allein an. Er ist es sich schuldig; denn er hat erkannt, dass nur auf diese Weise sich sein eigenstes und bestes Selbst entfalten und ausgestalten kann.

Sollte er Ihnen hierin nichts sagen, nichts sein können? nichts durch sein tiefes Wahrheitsbedürfnis? nichts durch sein zielbewusstes Wahrheitsuchen? Wahr zu sein gegen sich selbst, sich nicht über sich selbst zu täuschen ist eine allgemeine Pflicht der Selbsterhaltung, der Selbstvervollkommnung; und wer nicht wahr ist gegen sich selbst, nicht die Wahrheit in sich selbst sucht und kennt, der wird auch ein mangelhaftes Werkzeug sein zur Erkenntnis der Wahrheit ausser sich. Sie ist das Ziel der Wissenschaft, der Sie Sich widmen wollen. Ist's echter Wissensdrang, tiefe Wahrheitsliebe, welche Sie treibt, oder äussere Rücksicht und Berechnung? Studium heisst Bemühen, Eifer; zum Studium gehört heisses Bemühen, wenn man zum Ziele kommen will. Und wird es anhalten? Manches drängt sich in den Jahren des Studiums heran, was den Flug der Seele hemmt, vielleicht bricht, und wer zur Sonne fliegen wollte, endet im Staube, wer die Wahrheit erringen wollte, begnügt sich mit einem Nebelbilde, das weder Licht noch Wärme giebt. In solchen Stunden der Lässigkeit, Eigensucht, Genusssucht, Menschenfurcht, die vom Rechten abbringen will, möge Ihnen das reine, leuchtende Bild des griechischen Weisen vorschweben. Es zeigt und führt nach oben: folgen Sie ihm!

Nicht minder in der Wahrheit gegen sich selbst im Handeln. Die sittliche Notwendigkeit ist für Sokrates gleich zwingend wie die logische. Wie Wahrheit Wissen, so ist Wissen Tugend. Sucht er im Wissen Uebereinstimmung mit der Idee, so thut er dies auch im Handeln. Wort und Werk müssen zu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sammenklingen. Dem Reden von der Tugend muss das Leben nach der Tugend entsprechen. Seine Ueberzeugung verleugnen und aufgeben heisst sich selbst verleugnen und aufgeben. Die Wahrheit gegen sich selbst im Handeln ist die Konsequenz des sittlichen Charakters, Pflicht der sittlichen Selbsterhaltung.

Sokrates hat sie geübt. Wie er sich bei Feststellung des Prinzips für sein Handeln nur durch die in der Sache selbst liegenden, nicht durch äussere Gründe, durch Regeln der Klugheit hat bestimmen lassen, so leitet ihn auch in seinem Handeln selbst nicht der hypothetische, sondern der kategorische Imperativ. Seine Stellung im Leben, sein Beruf ist ihm ein Posten, den er unter keinen Umständen verlassen darf. Und er hat auf ihm ausgeharrt, treu seinen Grundsätzen, ohne Wanken und Schwanken, in guten und bösen Tagen, in Versuchung und Gefahr, bis zur letzten Stunde. Sein Wirken brachte ihn in die grösste Armut: er hat sie in Selbstverleugnung hingenommen; es trug ihm Verkennung seiner besten Absichten, ja bittere Feindschaft ein: er hat ohne Menschenfurcht frei und fröhlich die Wahrheit verkündigt; er konnte dem Tode entgehen, wenn er seinen Richtern gegenüber sich entgegenkommend zeigte: er hat es nicht gethan, denn er hätte sonst seine Ueberzeugung verleugnen, in kluger Berechnung zu seinem Vorteil handeln müssen. In seinen Augen ist aber nicht das Leben an sich das höchste Gut, sondern das sittliche Leben; für ihn ist nie der Nutzen, sondern nur der sittliche Wert einer Handlung entscheidend. Würde er um sein Leben bitten, so würde er Schaden nehmen an seiner Seele, einem vermeintlichen Uebel entgehen, um ein wirkliches, das einzige, das es giebt, das Unrecht auf sich zu nehmen, würde sich selbst erniedrigen. So tritt er frei seinen Richtern gegenüber, ein Ritter des Geistes ohne Furcht und Tadel, frei durch die Treue gegen seine Grundsätze als den Inhalt und Ausdruck seines eigensten Wesens, gegen sein ideales Selbst, frei durch die Wahrheit, die allein wahrhaft frei macht.

Wir wissen es nun freilich, dass die Schwäche und Sündhaftigkeit der menschlichen Natur die für Sokrates theoretisch und praktisch gegebene Einheit von Wissen und Tugend oft zerreisst oder hindert, dass das Ovidische „Video meliora proboque, deteriora sequor“ leider der Wirklichkeit mehr entspricht: aber wir wissen auch, dass die Uebereinstimmung von Erkennen und Wollen, von Wollen und Vollbringen eine sittliche Forderung bleiben muss.

Auch für Sie. Haus und Schule hat durch Unterricht und Zucht Grundsätze Ihnen nahe gebracht, die als Grundlage sittlicher Lebensführung zu dienen geeignet sind. An Ihnen war es, sich anzueignen, was Ihnen geboten wurde, innerlich aufzunehmen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und zu verarbeiten, was Ihnen äusserlich als Erbgut früherer Geschlechter entgegentrat. Dadurch sind in Erkenntnis, Willensrichtung und Handlungsweise die Grundlinien eines sittlichen Charakters gezogen. Aber sie harren des Ausbaus, der Befestigung; denn nur der in sich und auf sich ruhende, sich selbst treu bleibende sittliche Charakter trägt in sich die Gewähr beständigen Glückes, das Anrecht auf Anerkennung. Die Schule hat das gute Werk in Ihnen angefangen: Sie selbst müssen es unter Gottes Beistande vollenden. Das ist nicht leicht; da gilt's, beständig weiter zu streben, wachsam das Gewonnene zu hüten; Menschen und Verhältnissen gegenüber die Erkenntnis durch Bekenntnis in Wort und That zu bewähren, das Handeln in Uebereinstimmung zu bringen mit der als richtig erkannten Idee. Das gilt vor allem im kleinen. Es ist oft viel leichter, in wichtigen Fragen folgerichtig sich zu entschliessen und zu handeln als bei scheinbar unbedeutenden Anlässen. Und doch sind es nicht immer grosse Blöcke, welche den sichersten Bau geben, sondern auch Steine von geringem Umfang, aber sorgsam behauen und zusammengepasst, sind zu einem festen und dauernden Gefüge nötig. Lernen Sie es von Sokrates, treu sich selbst zu sein allewege, auch in den sogenannten Kleinigkeiten des Lebens: auf dem Gebiete des Sittlichen giebt's keine Kleinigkeiten, und was man dafür hielt und vernachlässigte, hat oft ungeahnte, schwerwiegende Folgen gehabt.

Sokrates — ein Lehrmeister in Erfüllung der Pflicht gegen sich selbst im Denken und Handeln. Auch der Pflichten gegen die Mitbürger, gegen den Nächsten.

Ist für ihn das Wissen, die Wahrheit, die Tugend das höchste Gut, so hat er die Pflicht, den Irrtum, die Unwissenheit und die aus ihr entspringende Sünde zu bekämpfen, nicht nur bei sich, sondern auch bei seinen Mitbürgern. Und wie er selbst tiefdurchdrungen war von der Unzulänglichkeit seiner Erkenntnis und diese Ueberzeugung für den ersten notwendigen Schritt ansah, um zum wahren Wissen zu gelangen, so hat er seine Mitbürger schonungslos von dem Wahne des Wissens zu befreien gesucht, von der Selbsttäuschung, die zu gefährlicher Sicherheit, zu sittlicher Verwahrlosung führt, hat sie mit unerbittlicher Strenge gelehrt, die wahren Güter des Lebens von den falschen zu unterscheiden, den Wert des äusseren richtig zu bemessen, hat sie gelehrt, dass es kein Uebel giebt als das Unrecht, und dass kein Schaden so schwer wiegt als der, den man an der Seele erleidet. So ist er in selbstverleugnendem, weder Hass noch Gefahr achtendem, rastlosem Wirken der Wohlthäter seiner Mitbürger geworden. Im Dienste der ewigen Wahrheit stehend, hat er jederzeit jedem gedient, der seiner begehrte und bedurfte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Thut eine solche Gesinnung nicht heutzutage besonders not? Wieviel Irrtum, der in Sünde sich verstrickt, wieviel eitle Selbsttäuschung, wieviel Entfremdung unter denen, die zusammenzustehen berufen und doch durch die Macht der Selbstsucht einander in Hass so ferne gerückt sind! Hier gilt's, nicht in selbstgenügsamer, besitz- und bildungssatter Seelenruhe müssig am Wege zu stehen und zuzuschauen; hier hat das aufklärende, wohlwollende, mahnende, strafende Wort des Freundes der Wahrheit einzutreten, nicht in lärmender Volksversammlung, sondern, wie es Sokrates that, von Person zu Person; hier hat die selbstverleugnende, thätige, dienende Liebe hinunterzusteigen in die Tiefen und Winkel sittlicher Verirrung und materiellen Elends, tröstend, heilend, erlösend, erhebend, ausgleichend, versöhnend.

Allein auch in seinem besonderen Berufe kann und soll jeder seiner Pflicht gegen den Nächsten eingedenk sein, dass er ihn nicht lediglich übe als eine Thätigkeit, die nur seinem Vorteil gilt, ihm Unterhalt und Stellung in der Gesellschaft giebt, sondern dass er ihn fasse im Zusammenhange menschlichen Gemeinschaftslebens, wo einer auf den anderen angewiesen ist, einer dem anderen gerecht werden muss, als ein Thun nicht nur für sich, sondern auch für andere, fasse in dem Sinne der h. Schrift, wenn sie mahnt: „Habt die Brüder lieb, dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat."

Dieser Dienst, recht verstanden und geübt, ist zugleich dem Vaterlande und Gott erwiesen. Und auch hierin nehmen Sie Sokrates Sich zum Vorbilde!

Wie stolz spricht er vom Vaterlande, von seiner Grösse und Herrlichkeit, wie lebhaft fühlt er sich ihm zu Dank verpflichtet für alle die Wohlthaten, die er in seinem langen Leben von ihm erfahren hat, nicht zum wenigsten in Erziehung und Unterweisung! Und er führt diese Liebe nicht bloss im Munde: er bewährt sie im thätigen und leidenden Gehorsam. In drei Schlachten setzt er mutig sein Leben ein; im Frieden dient er seinen Mitbürgern, zu ihrem wahren Wohle, unter Verzicht auf eigene Behaglichkeit, ja verfolgt von Verleumdungen und umringt von Gefahren; voll hoher Achtung vor den Gesetzen des Landes, voll unbedingten Gehorsams gegen ihre Bestimmungen hält er andere ab, sie zu verletzen und beugt selbst sich ihnen sogar da, wo sie ihm Unrecht zu thun scheinen, auch hier voll innerer Wahrheit, voll Treue gegen sich selbst. Denn es wäre ein Abfall von sich selbst, wenn er, der bisher die Gesetze willig anerkannt und befolgt hat, jetzt aus äusseren Gründen, aus Todesfurcht sie übertreten und damit ihnen den schuldigen Gehorsam aufkündigen wollte. In dieser freiwilligen Unterordnung, in dieser Gebunden-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heit durch Vernunft und Gewissen fühlt er sich frei, ist er frei: legum servi sumus, ut liberi esse possimus.

Es geht ein Zug von Autoritätslosigkeit, eine Sucht nach Freiheit d. h. nach Ungebundenheit durch unsere Zeit und leider auch durch unsere Jugend. Ein schrankenloser Individualismus droht die objektiv gegebenen Schranken zu durchbrechen. Oft schäumt er empor aus der trüben Woge der Selbstsucht, der Genusssucht — das Recht auf Genuss scheint heutzutage vielen höher zu stehen als das Recht auf Arbeit —; seltener entspringt er aus der Quelle starker, aber in falsche Bahnen geleiteter Willenskraft. Hier macht er sich in schranken- und zuchtloser, rein negativer Kritik, dort in radikal negierendem Handeln geltend.

Lernen Sie an Sokrates' Beispiel, dass Autorität und Freiheit keine unvereinbaren Begriffe sind! Auch er übt freimütig Kritik am Bestehenden; aber er thut's nicht aus Lust am Verneinen und Zerstören, sondern aus Verlangen nach der unter der Hülle menschlicher Unzulänglichkeit verborgenen oder entstellten Wahrheit; er bleibt nicht bei der Negation des Alten stehen, sondern baut auf seinen Trümmern ein Neues auf; Kritik und Negation sind ihm nur Durchgangspunkte zur objektiven Wahrheit. Wie weit ist nach Ziel und Methode die naseweise und des sittlichen Halts entbehrende Kritik und die eigenmächtige Auflehnung gegen die Autorität in unseren Tagen von dem gewissenhaften Ernste des griechischen Weisen verschieden, der die objektive Wahrheit suchte, um sich in Demut ihrer Autorität zu beugen!

Man hat Sokrates einen Revolutionär genannt. Das ist ein Spiel mit einem Ausdrucke, der ernst genommen sein will. Revolution ist stets Gewaltsamkeit, und ein Mann, der so die unbedingte Unterwerfung unter die Gesetze fordert, weil jede einzelne Uebertretung die Wirkungskraft ihrer Autorität beeinträchtigt, dem die Summe seines Verhaltens ihnen gegenüber in der Alternative ἢ πείθεσθαι ἢ πείθειν liegt, der nie der Gewalt das Wort redet, sondern eine Aenderung des Bestehenden nur auf dem Wege gütlicher, sachlicher, eingehender Ueberzeugung erstrebt, dem thut man Unrecht, wenn man ihm solchen Namen beilegt. Nehmen Sie Sich sein Verhalten gegen die Gesetze zur Richtschnur! Vergessen Sie nicht, dass auch Sie Ihrem Vaterlande Dank schuldig sind für seine Einrichtungen, die auch zu Ihrem Wohlergehen getroffen sind; tragen Sie diesen Dank ab durch Liebe zum Vaterlande, durch Gehorsam gegen seine Gesetze, selbst da, wo es Ihnen einmal unbequem wird; arbeiten Sie innerhalb der bestehenden Ordnung und mit den gesetzlichen Mitteln, nicht am Alten festhängend, aber auch nicht nach Neuem vordrängend, in Wort und That mit an der Wohlfahrt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seiner Bürger, an der Besserung und Vervollkommnung seiner Einrichtungen, an der Förderung in geistigen und sittlichen Gütern, an seiner Grösse, Macht und Herrlichkeit, und Sie werden Ihre Pflicht gegen Ihr Vaterland gethan haben.

Aber die nachhaltige Kraft und die volle Freudigkeit zur Pflichterfüllung schöpfte Sokrates doch aus seiner Stellung zu Gott. Die ganze Verteidigungsrede des wegen Gottlosigkeit angeklagten Mannes ist ein ergreifendes Denkmal und Zeugnis tiefer, echter Frömmigkeit. Gottes Stimme zu lauschen, mag sie ihm im Orakel, im Traume, in seinem Inneren entgegentönen, ist er immer beflissen, seinen Willen zu verstehen und auszuführen ohne Eigenwillen und Zweifel bestrebt; sein Beruf ist ihm eine göttliche Mission, ein Gottesdienst, den er in gewissenhafter Prüfung des eigenen und fremden Herzens willig und treulich ausübt, auch als ihm Not und Tod daraus erwächst: weiss er doch, dass man Gott mehr gehorchen muss als den Menschen, und dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Aus dieser bedingungslosen, weil auf klarer Ueberzeugung beruhenden Hingabe in Gottes Willen, in diesem festen Gottvertrauen liegen die starken Wurzeln seiner Kraft im Handeln sowohl wie im Leiden, liegt das Geheimnis jener heiligen Stille seiner Seele, die aus der Berührung mit dem Ewigen die Fähigkeit zieht, über die Mühen und Nöte und Unvollkommenheiten des Endlichen und Alltäglichen hinwegzusehen.

Ich brauche Ihnen nicht ausführlich zu sagen, worin Ihre Pflicht gegen Gott besteht. Gott ist die Wahrheit, Gott ist die Liebe, Gott ist die höchste Autorität; suchen Sie sein Antlitz allezeit, so werden Sie damit alle Pflichten erfüllen. Fassen Sie Ihren Beruf auch im kleinen auf als einen Gottesdienst, nicht als einen Dienst allein vor Augen, den Menschen zu gefallen; hören Sie seine Stimme in seinem geoffenbarten Worte und in Ihrem eigenen Inneren, handeln Sie nach seinem heiligen Willen; lernen Sie in kindlichem Vertrauen die Fügungen seiner göttlichen Weisheit verstehen und hinnehmen, und Sie werden wie Sokrates bei allem irdischen Wohlergehen oder auch ohne dasselbe das kostbarste Gut davontragen, das es giebt, den Frieden des Herzens, die klare Ruhe eines in Gottes Willen wurzelnden, sich selbst getreuen sittlichen Charakters!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2.

Es ist ein bedeutungsvolles Jahr und ein bedeutungsvoller Monat, in dem Sie, meine jungen Freunde, von der Schule scheiden. Unser Vaterland schickt sich an, den Tag festlich zu begehen, an dem vor hundert Jahren unser teurer, unvergesslicher König und Kaiser Wilhelm I. geboren wurde, gross nach dem, was er war als Mensch und Mann, als König und Held, gross auch nach dem, was er, was Gott durch ihn that für Preussens und Deutschlands Heil und Herrlichkeit.

Das Bild seines Wesens und Wirkens zu zeichnen, kann meine Aufgabe heute nicht sein; und doch ist es unmöglich, diese Stunde nicht in das Licht seiner Erscheinung zu rücken. Denn hier ist nicht ein Glanz, der nur für den Augenblick geboren, sondern der bestimmt ist, der Nachwelt unverloren zu bleiben, auch in dem Sinne, dass sie in diesem Bilde ein Vorbild sehe und von diesem Glanze sich Sinn und Weg erleuchten lasse.

Ich richte Ihren, der Jünglinge Blick auf den jugendlichen Prinzen, auf ein Gelübde, das er einst, etwa im gleichen Alter wie Sie, bei einem ähnlichen wichtigen Lebensabschnitte ablegte. Es enthält goldene Worte; aber das Grosse und Schöne dabei ist, dass sie sich in Thaten umgesetzt haben, dass das Alter gehalten hat, was die Jugend versprach. Und so haben sie die ziehende, die erziehende Kraft, die dem Ausdruck eines klaren Wollens und eines willenkräftigen Thuns innewohnt, und können auch Ihnen zur Vorschrift für Ihr ferneres Leben werden.

Das erste lautet: „Meines Gottes will ich überall gedenken.“ Gewiss ein Versprechen, das in einem Konfirmationsgelübde, wo es steht, selbstverständlich ist! Und doch, wie vieles wird gelobt, was bald darauf vergessen, verspottet wird! Er ist treu gewesen. In den Tagen des Leides und des Glückes, der Erniedrigung und der Erhöhung, im alltäglichen Handeln und Wandeln und in den schweren Zeiten verantwortungsvoller Entschliessungen, in den kleinsten Dingen und in den wichtigsten Fragen des Lebens — überall ein ernstes, stilles, demütiges Gedenken Gottes, ein Fragen nach seinem Willen, ein Beugen unter seine strafende oder segnende Hand, ein Handeln nach seinen Geboten und in seinem Geiste. In seinen letztwilligen Aufzeichnungen (1857) sagt der Sechzigjährige: „Nach Gottes unerforschlicher Fügung haben Leid und Freude in stetem Wechsel mich begleitet. . . Allmächtiger! Du kennst meine Dankbarkeit für alles, was mir hienieden Teures und Schmerzliches begegnete.“ Vor dem österreichischen Kriege erklärt er: „Ich bin mir vor Gott der schweren Verantwortung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bewusst, die auf mir lastet. . . Mit schwerem Herzen, aber mit ruhigem Gewissen und in festem Vertrauen auf Gott habe ich, von den Umständen gedrängt, Befehle zur Kriegsbereitschaft erteilt.“ Und nach den Siegen von 1866 bekennt er in der Schlussbetrachtung dieses Jahres: „In Demut erkenne ich die göttliche Gnade, die mich ausersehen hat in meinem vorgerückten Alter, eine Wendung der Verhältnisse herbeizuführen, die zum Heile des engeren und weiteren Vaterlandes bestimmt zu sein scheint.“ Und 1871: „Mit demütig dankerfülltem Herzen preise ich Gottes Gnade, die uns würdig befunden hat, so Grosses nach seinem Willen vollbringen zu sollen.“ Und nach den fluchwürdigen Attentaten von 1878 schreibt er aus dem Schmerz über die bitterste Erfahrung seines Lebens heraus: „Doch muss ich mich geben in den Willen Gottes, der dies alles zuliess, aber zugleich seine Gnade und Barmherzigkeit walten liess, da er mir nicht nur das Leben erhielt, sondern mich in einer Weise gesunden liess, die mich zu meinen Berufsgeschäften wieder fähig machte. So preise ich Gott für diese seine Führung, in der ich zugleich eine Mahnung erkenne, mich zu prüfen, ehe ich vor dem Richterstuhl des Allmächtigen erscheinen soll! Daher erkenne ich in den so sichtbar gewordenen Ereignissen eine gnadenvolle Führung Gottes, die zum Guten führen soll, wie alles, was von ihm in Leid und Freude uns trifft.“

Möchten doch auch Sie, meine jungen Freunde, bestrebt und berufen sein, solche echt christliche Gesinnung an Ihrem Teile und in Ihrem Kreise zu bewähren! Schule und Haus haben Ihnen Gottesfurcht immer wieder als die feste Grundlage aller Sittlichkeit nahe gebracht. Die Folgezeit wird zeigen, ob Sie auf diesem Grunde bauen, weiterbauen oder verfallen lassen wollen, was treuer Eltern sorgende Liebe, ernster Lehrer wohlmeinende Unterweisung aufgerichtet hat. Es ist jetzt, wo die leitende Hand Ihnen ferner rückt, es ist heutzutage, wo Gottentfremdung in der Stille wühlt und sich auf der Gasse breit macht, doppelt nötig, dass man mahne und gelobe, Gottes überall zu gedenken.

Es liegt im Wesen der naturalistischen Weltanschauung, die heute weite Kreise unseres Volkes, ohne dass sie es wissen oder wissen wollen, beherrscht, über dem Geschaffenen den Schöpfer und über der Erkenntnis der Gesetze des Geschehens und Werdens den zu vergessen oder geringzuschätzen, der sie setzte und der auch die Gabe dieser Erkenntnis dem Menschen gegeben hat. Und vom Naturalismus ist der Schritt zum Materialismus nicht zu gross, der in Kraft und Stoff die Grundlagen des Daseins sieht, die Idee, den Idealismus aus seiner Rechnung ausscheidet und darum auch notwendig zu einer ideal-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und gottlosen Verherrlichung des Materiellen in jeder, auch der handgreiflichsten, gröbsten Form führt. Solchen Gefahren der Zeit gegenüber darf, ja muss man mahnen: Gedenket Gottes, von dem und durch den und in dem alle Dinge sind, Gottes, der Geist ist und seines Geistes Bild in unseren Geist eingeprägt hat.

Aber wir dürfen dies Gedenken nicht zu allgemein, zu hoch, zu verstandesmässig, zu äusserlich fassen. Es genügt nicht, dass wir Gottes Dasein annehmen und uns in unserer Ueberzeugung wohl oder übel damit abfinden, oder dass in besonders wichtigen Augenblicken unseres Lebens der Gedanke an ein höchstes Wesen flüchtig durch unsere Seele zieht. „Gedenken“ heisst hier: mit innerer Beteiligung, mit lebhaftem Gefühle denken. Anders gedenkt man eines grossen Mannes der fernen Vergangenheit, anders des geliebten Vaters, von dem man ferne ist: und so sollen wir auch Gottes gedenken, nicht als eines Wesens, zu dem wir nur in loser und oberflächlicher Beziehung stehen, sondern mit dem unser Wesen und Dasein aufs engste verflochten und verwachsen ist, ohne das wir nichts sind und nicht das sein können, was wir sein sollen. Dies „Gedenken“ schliesst also nicht nur eine Forderung an den Verstand, sondern auch an den Willen in sich, es soll nicht nur die Richtung der Einsicht, sondern vor allem die Hingabe des Herzens bestimmen. „Gottes gedenken“ heisst: alle seine Gedanken, Wünsche, Hoffnungen, Bestrebungen, Entschlüsse in Beziehung setzen zu Gott, zu seinem Wesen und Willen, und zwar so, dass auch das Thun sich mit ihm, mit seinen Geboten in Uebereinstimmung befindet. Wer so steht, muss es auch ‚überall‘ thun; sein Verhältnis zu Gott ist dann der Grundton, auf den sein Dasein gestimmt ist; was zu ihm nicht stimmt, wird empfunden als das, was es ist, als Disharmonie, als Disharmonie der Einsicht, des Gefühls, des Willens, des Handelns, und wird danach ausgeschieden.

Und wer so steht, darf schliesslich sagen: „Mein Gott!“ Denn je enger die Beziehung zu Gott ist, desto mehr ist ihm Göttliches, ja Gott selbst zu eigen geworden, wie er andererseits sich Gott zum Eigentum hingiebt. Wenn der Glaube, wenn das richtige, das persönliche Verhältnis zu Gott sich angebahnt hat und verwirklicht, da bricht das Menschenherz in den Ruf der Anbetung aus: „Mein Herr und mein Gott!“

In dieser tiefen, ernsten, innerlichen, umfassenden, persönlichen Weise mögen Sie, meine jungen Freunde, immer Ihr Verhältnis zu Gott fassen, nicht bloss in Gedanken, sondern auch in Worten und Werken. Denken Sie Sich die Sache nicht zu einfach, nehmen Sie sie nicht zu selbstverständlich! Man kann den lieben Gott viel auf den Lippen und doch nicht im Herzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haben, und man kann ihn im Herzen haben, aber behutsam in eine Ecke gestellt, wo er uns möglichst wenig im Wege ist und wohin wir nur kommen, wenn wir recht arg im Gedränge sind. Fassen Sie das „überall“ recht ins Auge: es ist nichts so geringfügig, dass es sich nicht lohnte, es nicht unsere Pflicht wäre, zu fragen: Ist's vor Gott recht? Es wird Ihnen, wenn Sie vor einem Entschlusse, einer Handlung stehen, gewiss leicht der Gedanke kommen: Was wird mein Vater dazu sagen? Sollte es nicht auch natürlich sein, dabei an den himmlischen Vater zu denken, dessen Kinder wir alle sein sollen und sind? Stellen Sie Ihr künftiges Leben mit Ernst und Treue unter das Gelübde: „Meines Gottes will ich überall gedenken,“ so werden Sie stets den rechten Weg finden und gehen.

Auch in Ihrem irdischen Berufe. Hierfür nehmen Sie noch ein zweites Wort aus dem Konfirmationsgelübde unseres unvergesslichen Kaisers mit hinaus: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande!“ So haben unsere Hohenzollern ihren Beruf stets verstanden: nicht Ruhe und Genuss, sondern Bewegung und Arbeit, nicht die Rücksicht auf sich, ihre Person, ihren Vorteil, sondern auf ihr Volk und sein Wohl waren ihre Ziele.

Mag aber dies Wort für einen Herrscher, der berufen ist, vielen etwas zu sein, in einem grossen Kreise zu wirken, erhöhte und erweiterte Bedeutung haben — es gilt doch auch für jeden, der sich auf seine Pflichten gegen die Gemeinschaft, in der er steht, besinnt, besinnen will.

Wir haben die Kräfte unseres Leibes und Geistes von Gott nicht erhalten, um sie ruhen zu lassen. Das wäre ein Widerspruch in sich selbst; denn Kraft ist ebensowenig Unthätigkeit, wie Leben Tod. Wir haben sie aber auch nicht erhalten, um sie nur für uns, zu unserem Vorteile zu verwenden. Wenn jeder nur für sich arbeitet, arbeitet keiner für den anderen, entwickelt sich jene Ureigenschaft des Menschen, die Eigenliebe, zum Eigennutz und zur Eigensucht, die dann jedes geordnete Gemeinschaftsleben vernichtet oder unmöglich macht, indem sie dessen sittliche Grundlagen untergräbt.

Wir wollen nicht sagen: unsere Kräfte gehören nicht uns. Sie ganz in den Dienst der anderen, einer Idee zu stellen, ist immer das Kennzeichen der grössesten Menschenkinder gewesen. Wir möchten uns bescheiden und für uns sagen: unsere Kräfte gehören nicht uns allein. Wir sind in einen Beruf gestellt, den wir zu erfüllen haben, der uns und den Unseren das gewährt, was wir brauchen; wir leben uns, wenn wir ihm leben. Aber wie wir es thun, darauf kommt's an. Wir wollen stets auch an die gedenken, die neben uns stehen und arbeiten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dass wir ihre Interessen berücksichtigen und schonen, ja, ihnen förderlich sind. Wir sollen uns mit unseren berechtigten Ansprüchen einfügen in das Ganze, unsere Rechte mit denen der anderen in Einklang bringen, Auge und Herz für ihre Bedürfnisse offen halten, ihnen dienen mit der Gabe, die wir von Gott erhalten haben. Denn sie gehört nicht uns allein, sie gehört auch der Welt, der Welt um uns, im weitesten und engsten Sinne.

An unsere Kräfte macht unsere nächste Welt Anspruch: unsere Familie, unsere Hausgenossen, der fernere Kreis der Freunde und Amtsbrüder, der weitere der Glaubens- und Volksgenossen. Für sie alle sind wir da, sollen wir arbeiten, unsere Kräfte regen und anwenden. Das können wir in sehr verschiedener Weise, im grossen und im kleinen, mit viel oder mit wenig Aufheben, und jeder soll's in seiner Weise thun, aber jeder soll's auch thun. Unsere Zeit ist stark auf dem Gebiete der Vereinsthätigkeit zu gemeinnützigen Zwecken. Und gewiss ist der Zusammenschluss zu solchem Thun, zur Belehrung, Förderung, Unterstützung, Annäherung, zum Austausch der verschiedenen Interessen löblich und persönlicher Beteiligung wert. Aber in ihm allein ruht das Heil nicht, findet die Pflicht, seine Kräfte der Gesamtheit zu widmen, ihre einzige Erfüllung und ihre wirkungsvollste Bethätigung nicht. Auf die Gesinnung kommt's vor allem an, nicht auf das Thun, oder soll ich sagen, auf das Gethue; dies hat nur Wert und Wirkungskraft, wenn es naturgemäss aus der rechten Gesinnung erwächst.

Sie wissen, welche Gegensätze auf wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Gebiete in unserem Vaterlande und überhaupt in den Kulturländern zum Ausgleich drängen, welche Mittel vorgeschlagen und versucht sind, um diesen herbeizuführen. Sie sind gewiss aus wohlmeinender Absicht entsprungen und auch vielfach zweckmässig; aber sie bleiben äusserliche Mache, wenn nicht der rechte Geist dazu kommt und das prüfende Auge erleuchtet, das Herz warm macht, die austeilende Hand führt, nämlich der rechte Gemeinsinn, der in dem Gedanken wurzelt: meine Kräfte gehören nicht mir allein, sondern der Welt, den Brüdern, und auch was ich in meinem Berufe wirke und arbeite, muss ich fassen und üben als einen Dienst am Ganzen, das nur gedeihen kann, wenn das einzelne gedeiht, Glied neben Glied sich regt und bethätigt, eins das andere stützt, kräftigt und in seinem Wirkungskreise sich voll ausleben lässt. Zu solcher Gesinnung müssen wir uns durch ernste Arbeit an uns selbst durcharbeiten; diese Arbeit an uns ist aber auch zugleich Arbeit für andere. Wenden wir dann in dieser Weise unsere Kräfte innerhalb und ausserhalb unseres Berufs an, so weihen wir sie da-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit zugleich dem Vaterlande; denn auch das Vaterland ist unsere Welt.

Besser als Worte zeigt Ihnen dies das Vorbild Kaiser Wilhelms. Nicht um sein Ansehen oder seinen Ruhm zu mehren, nicht um seine königliche Stellung zu erhöhen, nicht um äussere Vorteile und Annehmlichkeiten zu gewinnen, hat er seine Kräfte angewandt, sondern im Dienste des Vaterlandes, im vollen Bewusstsein seiner Pflichten gegen das Ganze, unter Verzicht auf eigene Wünsche und Neigungen. Mag einem Könige auch das Wirken ins Grosse und Allgemeine seiner Stellung nach leichter sein: die Gefahr, das Seine zu suchen, liegt ihm deshalb um so näher.

Die meisten von Ihnen, meine jungen Freunde, wollen sich dem Militärfach, der Theologie und Medizin widmen. Für Sie, wie für den Lehrer, liegt die Anwendung dieser Sätze am nächsten, ja, sie ergiebt sich von selbst.

Wer im Dienste der Waffen mit Gott für König und Vaterland Blut und Leben einzusetzen geschworen hat, dessen Kräfte gehören nicht ihm allein, sondern er übt, verwendet und opfert sie für das grosse Ganze. Auch den Prediger, den Seelsorger bestimmt sein Amt recht eigentlich zum Dienste der Mitmenschen; im Auftrage des Herrn aller Herren hat er das Wort von der Versöhnung allen ohne Unterschied zu verkündigen und die Gnadengaben aus der Fülle göttlichen Reichtums zu reichen, die Mühseligen und Beladenen aufzurichten, den Angefochtenen eine Stärkung, den Notleidenden eine Stütze, den Kranken ein Tröster zu sein in der Kraft dessen, dem zu dienen er sich gelobt hat. Wer Gott dient, dient den Brüdern, dient der Welt. Das Christentum hat weltumspannende, universale, hat weltversöhnende, soziale Tendenz. Der Dienst am Nächsten, in der Gemeinde erweitert sich zum Dienst für das Gottesreich überhaupt, bis zur Ausrichtung des Reichsbefehls: Gehet hin in alle Welt; die soziale Aufgabe stellt es hinein in die engsten, oft so gespannten Kreise, um auszugleichen, zu versöhnen, nicht unter dem Schlagwort einer bestimmten Richtung oder Partei, sondern unter dem göttlichen Panier der dienenden Bruderliebe.

Und der Arzt? Auch er ist für alle ohne Unterschied da. Mag er auch mehr in Gefahr sein, das Seine zu suchen an äusserem Vorteil, an persönlicher Anerkennung — er wird auch dabei schon dem Nächsten dienen müssen. Aber er muss es auch wollen; dann erst erhält seine Wissenschaft, seine Arbeit, seine Geschicklichkeit die rechte Weihe und auch den rechten Segen. Auch dem Armen zu helfen um einen Gotteslohn und um Gottes und des grossen barmherzigen Samariters willen, den heilenden Trank mit Teilnahme zu reichen, die Schneide des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Messers mit barmherziger Hand zu führen, mit dem Auge des Seelenarztes auch die im Körperschmerze seufzende, unsterbliche Seele zu erkennen und ihrem Bedürfnisse ein warmes Wort der Menschlichkeit zu spenden — das heisst seinen Beruf in Gottes Sinne auffassen, seine Kräfte nicht zum eigenen Gewinn, sondern zum wahren, auch inneren Wohle des Nächsten gebrauchen.

Und auch wer im engeren Kreise der Verwaltung oder auf dem ferneren Gebiete der Kunst zu wirken hat — auch er kann und soll beitragen zum Heile des Ganzen, indem er Recht und Gesetz hütet, der Billigkeit zum Siege verhilft, die gesunde Entwickelung der Verhältnisse fördert, den Sinn für das Edle, für Schönheit, für Grösse, für Zweckmässigkeit bildet und das geistige und leibliche Wohl aller, die mit ihm und unter ihm arbeiten, im Auge und im Herzen behält und ihnen nicht nur amtlich, sondern menschlich näher zu kommen und so zu dienen sucht.

Alle aber haben über die Schranken ihres Berufs hinaus Fühlung zu suchen und zu behalten mit denen, die neben ihnen stehen und wirken, Personen wie Ständen, zu gegenseitiger Anerkennung, Achtung, Unterstützung, in dem Gefühle der Interessengemeinschaft, das überall wirksam sein muss, wenn alles sich zum Ganzen weben, eins in dem anderen wirken und leben soll.

Das sind nur Andeutungen; aber sie können Ihnen zeigen, wie Sie künftig Ihre Aufgabe im Leben fassen müssen, wenn Sie in etwas der Vorschrift und dem Vorbilde nacheifern wollen, die dieses Jubeljahr in dem Worte und Wesen unseres grossen Kaisers Ihnen vorzeichnet. Stellen Sie Ihre Kräfte in den Dienst Ihrer Mitmenschen und damit auch des Vaterlandes mit der rechten gemeinnützigen und brüderlichen Gesinnung und gedenken Sie überall Ihres Gottes! Beides hängt eng zusammen; denn Gottes Gebot ist's, den Brüdern zu dienen, und wer den Brüdern dient, thut Arbeit im Reiche und fürs Reich Gottes. Zu solchem Thun gebe Gott selbst Ihnen Kraft und Freudigkeit!

V. Zum Gedächtnis der Toten (Ecce).

1.

Die Abendglocken haben den stillen Sonntag eingeläutet. Seine Ruhe stimmt weihevoll zum Gedächtnis derer, die da ruhen in ihren Kammern von ihrer Arbeit. Auch wer im scheidenden Kirchenjahre keinen Verlust eines teuren Lebens zu beklagen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gehabt hat — er gedenkt doch in der Stille derer, die einst mit ihm auf dem Wege waren und nun schon abgebogen sind durch die dunkle Pforte, aus der es keine Rückkehr giebt, oder er misst nachdenklichen Blicks die Spanne Zeit, die menschliches Hoffen auf Erden ihm noch verheisst.

Ruhe und Friede das Bild dieses Sonntags. Und doch unter der stillen Oberfläche — wieviel Flucht der Gedanken und Unruhe des Herzens, wieviel aufsteigende Seufzer und quellende Thränen, wieviel wühlende Schmerzen und zuckende Lippen! Ja, das rechte Stillesein ist schwer, aber es ist auch unerlässlich, wenn wir zum Frieden mit uns und mit Gott kommen wollen. Ihm nachzudenken mahnt Zeit und Stunde, mahnt das Wort das Psalmisten (37,7):

Sei stille dem Herrn und warte auf ihn!

Sei stille! Soll das heissen: Weg mit dem Weinen und Klagen, weg mit den Thränen des Schmerzes und Mitleids? Nein; auch dem Herrn gingen die Augen über, als er zum Grabe des Lazarus kam, und über Jerusalem hat er geweint. Er, der in die Tiefen des Menschlichen hinabsteigen musste, verlangt nichts Unmenschliches von uns.

Aber das Menschheitsrecht der Klage, der Trauer verwirkt, wer ihr Mass vergisst, ihren Grund verkennt.

Wer sich ihr fassungslos ergiebt, den nimmt sie hin, verzehrt in ihm Kraft und Trieb zu leben und zu wirken, führt ihn statt auf die Höhen des Gottvertrauens in die Höhlen der Schwermut und Verzweiflung. Stille sein dagegen wirkt Selbstbesinnung, Sammlung, Kraft, Festigkeit.

Und wie oft ist die Klage unbegründet! „Gott hat sich von mir gewendet. Warum muss ich so leiden? so früh und elend dahinfahren? Weshalb wird gerade mir das Teuerste genommen? Womit habe ich das verdient?“ Da wird das Seufzen zum Murren, die Klage zur Anklage wider Gott, der doch gesagt hat: Und ob ein Weib ihres Kindleins vergässe, so will ich deiner doch nicht vergessen! Ach, dass wir unsere selbstgerechte und darin so ungerechte Zunge zum Schweigen brächten, uns bescheiden lernten und in der Stille fragten: Womit habe ich das verdient, dass Gottes Zorn meiner so lange verschonte? Was hat er mit mir vor, dass er mich so züchtigt? Dass wir uns nicht über das Warum, sondern über das Wozu den Kopf zerbrächen!

Allein nicht nur den Leidtragenden und Angefochtenen gilt die Mahnung, sondern uns allen. Der Lebenstrieb muss sich ja äussern; aber in der Aeusserung liegt stets auch die Gefahr der Veräusserlichung, des Aufgebens innerer, geschlossener Kraft. Dürfen wir leugnen, dass unser Leben dieser Gefahr sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nähert in der Sucht zu glänzen und vor uns zu posaunen, in dem Hasten nach Genuss und geräuschvollem Vergnügen, in dem Haschen nach Aufregungen, nach buntem und raschem Wechsel der Eindrücke? Auch in unserer Arbeit. Wir gehen dahin in den Sorgen und Mühen des Lebens, wir gründen und bauen, schaffen und sammeln, und lassen's uns sauer werden, der eigenen und fremden Not zu steuern, die Fragen des Einzel- und des Gesellschaftslebens zu lösen. Wer möchte es tadeln? wer dem eifrigen Sinnen und Beginnen stumpfes Gehenlassen vorziehen?

Aber kommt auch die Stille zu ihrem Rechte? Wie sehnen wir uns so oft nach einer stillen Stunde, wo das Toben und Tosen schweigt und wir wieder zu uns selbst kommen! Wir wissen, das thut unserem Leibe und Geiste gut: wir sollten wissen, dass auch unsere Seele die Stille braucht. Gott erschien dem Elias, der um ihn geeifert, nicht im Sturme, im Erdbeben, im Feuer, sondern in einem stillsanften Sausen. In der Stille naht er sich uns, redet er mit uns. Wenn wir selbst immer aus uns heraus reden, wie wollen und können wir hören, was er uns zu sagen hat?

Das ist der Segen der Stille, dass Gott bei uns, in uns zu Worte kommt, dass unser Ohr, fern von dem betäubenden Lärm auf dem Markte des Lebens, wieder empfindlich und empfänglich wird für die Offenbarungen seines Willens, dass unsere Seele, fern vom Staube und Sturme der Landstrasse, Lebens- und Himmelsluft atmen kann in ruhigen, tiefen Zügen. Und auch draussen misslingt uns so manches, weil nicht Gottes, sondern der Herren eigener Geist das Wort führt, weil über der geräuschvollen, verarmenden Entfaltung nach aussen die gesammelte, bereichernde Vertiefung nach innen, über dem geschäftigen Thun der Martha der Gottes Worte bei sich bewegende Sinn der Maria schwindet. Und so fügt zum Stillesein der Psalmist noch das

Warte auf ihn!

Stillesein heisst: Gott zu uns reden lassen; Warten: Gott für uns handeln lassen. In beiden liegt eine Darangabe von Eigenem, in beiden eine Hingabe an Gott.

Wie schwer wird's uns allen doch zu warten, dem Kinde wie dem Manne, vor allem in unserer drängenden, hastenden Zeit, zu warten auf Dinge, auf Menschen, auf Gott! Wie währt's uns da oft so lange, bis ein Wunsch erfüllt, ein Sehnen gestillt, ein Unglück gewendet, ein Leid geendet wird! Wie lange stolziert oft der Gottlose im Glück daher, während der Gottesfürchtige im Elend verkommt! Ach, da möchten wir in unserer Ungeduld so oft, dass Gott ein Einsehen hätte, eingriffe oder dreinschlüge; wir halten's ihm vor, wir werden fast irre an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihm, wenn er's nicht thut, weil seine Stunde noch nicht gekommen ist. Und wenn sie dann gekommen, wenn der Wunsch erfüllt ist, wir der Angst und Not entnommen sind, da fällt's uns wie Schuppen von den Augen: wir erkennen oder ahnen wenigstens Gottes Gedanken und müssen, wenn wir ehrlich sind, tiefbeschämt bekennen: Herr, du hast alles, alles wohlgemacht!

Wartenkönnen ist eine Kunst, und sie zu lernen, erschwert uns unsere Klugheit, die alles besser wissen will und doch so kurzsichtig ist, unsere Eigenliebe, die selbst vor dem allmächtigen Gott ein Recht zu haben glaubt sich geltend zu machen, unsere Selbstsucht, die nur an sich denkt und ihren Vorteil sucht.

Und doch ist diese Kunst gerade dem Christen so nötig! Denn immer wieder klingt die Mahnung zum stillen Warten aus den Büchern alten und neuen Testaments, wenn der segnende Jakob auf das Heil, der angefochtene David auf des Herrn Hilfe, der fromme Simeon auf den Trost Israels, wenn die Apostel auf des Leibes Erlösung, auf die selige Hoffnung, auf die Zukunft des Herrn warten.

Allein das Wartenkönnen und Warten thut dem Christen nicht bloss not, es thut ihm auch gut. Die Kinder sind gewöhnlich nicht die bestgezogenen, denen sofort jeder Wunsch erfüllt, alles Schwere erleichtert wird, sondern die es gelernt haben, im kindlichen Vertrauen auf die Liebe der Eltern zu warten, bis es ihrer Weisheit gefällt, des Herzens Sehnen zu stillen und den Druck von ihnen zu nehmen. Auch wir Aelteren sollen zu Gott stehen wie die Kinder, und wenn wir's thun, so werden wir nicht murren und zweifeln, wenn er uns nicht gleich giebt, was wir nötig zu haben glauben, wenn er uns aus den Wassern der Trübsal, Krankheit und Anfechtung, in denen wir zu versinken meinen, nicht gleich herauszieht, sondern wir werden uns dessen getrösten, dass der Gott, der die Liebe ist, uns nichts Schlimmes anthun kann und uns nichts auflegt, was wir nicht tragen können, sondern allezeit Gedanken des Friedens mit uns vorhat, und wir werden in den Stunden, wo er uns ferne zu sein und sein Antlitz vor uns verborgen zu haben scheint, dennoch bei ihm bleiben und nur um so brünstiger im Gebete uns an ihn klammern. Und der Segen solcher Wartezeiten ist es dann, dass sie uns fester machen im Glauben und tiefer hineingründen in die Gemeinschaft Gottes. Ja, es ist ein köstlich Ding, geduldig sein und auf die Hülfe des Herrn hoffen!

Aber dazu muss unser Warten auf dem rechten Grunde ruhen und das rechte Ziel haben. Warten heisst: nach einer Sache oder Person, auf deren Eintreffen man rechnet, ausschauen. Es giebt freilich auch ein thörichtes Warten, von dem das Sprich-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wort sagt, dass es manchen zum Narren mache. Es ist thöricht, wenn die ihm zu Grunde liegende Berechnung falsch, wenn das Ziel, worauf es sich richtet, nicht vorhanden ist.

Wir Christen warten auf Gott: er ist der Grund, von dem, und das Ziel, nach dem wir Ausschau halten.

Er, der Urgrund aller Dinge, ist auch der Anker- und Rechtsgrund unseres Wartens. Er hat Abraham verheissen: „In dir sollen gesegnet sein alle Geschlechter auf Erden"; er gab Josua sein Wort: „Ich will dich nicht verlassen noch von dir weichen"; er spricht und verspricht durch den Mund des Jesaia: „Weiche nicht, denn ich bin dein Gott, ich stärke dich, ich helfe dir auch." Und er hat an seinen Gläubigen und ganzen Geschlechtern alles wahrhaftig und herrlich erfüllt bis auf die Erscheinung Jesu Christi, des Trostes Israels, in dem seine väterliche Liebe, seine Barmherzigkeit, seine Herrlichkeit offenbar wurde, in dem alle Gottesverheissungen Ja und Amen sind, Gott zu Lobe, und noch fort und fort kriegen alle, die auf ihn harren, neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden. Ja, des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiss.

Und wie Gottes erfüllungssichere Verheissung der Grund, so ist die verheissene Erfüllung das Ziel, der Inhalt unseres Wartens.

Der Mensch erwartet im Leben und vom Leben so vieles; allein wenn es nicht von Gott kommt und zu Gott führt, ist es des Wartens nicht wert und der Erfüllung nicht sicher. „Warte auf ihn," sagt unser Text. Nicht auf dies und jenes, was er geben oder nehmen, erfüllen oder hindern soll. Gewiss dürfen wir um seine Hülfe bitten und ihrer gewiss sein, wenn sie oft auch zu anderer Zeit und in anderer Weise kommt, als wir's gedacht und gewünscht. Aber nicht die Hülfe als solche ist die Hauptsache, sondern dass sie Gottes Hülfe ist, dass sein heiliger Wille, seine göttliche Kraft und Macht, seine Liebe und Herrlichkeit dadurch offenbar und an uns und auch durch uns seine Ehre bei den Menschen gemehrt werde. Auf ihn selbst also warten wir im letzten und höchsten Sinne, dass er sich an uns offenbare in seines göttlichen Wesens Fülle, in seiner Barmherzigkeit und Gnade, in seiner Wahrheit und Gerechtigkeit; dass er uns fülle mit seinem heiligen Geiste, unsere Augen helle mache, ihn in seinen Führungen zu sehen, unsere Füsse willig und kräftig, seine Wege zu gehen; dass er uns als sein Eigentum an Leib und Seele heilig und tüchtig mache, sein Werk zu treiben, das Reich seiner Gnade schon hier auf Erden in uns und in unseren Brüdern zu mehren und zu erleben und auf das Reich seiner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herrlichkeit, zu dem wir in Christo berufen sind, uns zu rüsten, auf dass, wenn wir von dannen müssen, wir bereitet und bereit seien, und wenn der Herr wiederkommt in der Herrlichkeit des Vaters, das verheissene Erbe erlangen, das selige Leben, und dereinst mit allen Erlösten und Auserwählten vor seinem heiligen Angesichte ihn loben und preisen dürfen in Ewigkeit.

Dazu gehört freilich der Glaube eines Abraham, der nicht an der Verheissung Gottes zweifelte, die frohe Zuversicht, dass in allem und trotz allem Gott zum Siege kommt und führt. Aber wer auf dieser Felsenwarte steht, den können wohl die Stürme des eigenen Wünschens und Hoffens schütteln, die Nacht der Trübsal und Angst im Vorbeiziehen den Blick verdüstern; aber er wird doch immer wieder die Sonne durchleuchten sehen und aus dem Borne des ewigen Lichts trinken, dass es in ihm selbst licht werde und bleibe.

Solch fröhliche Aussicht bannt auch die Schatten des nahen Totensonntags. Wir stehen hier noch in der Wartezeit; aber wir wissen, dass auch für uns die Stunde der Erfüllung kommen wird, wo dem Glauben das Schauen folgt. Ihr werden, ihr wollen wir um so völliger entgegenreifen, je mehr wir die Mahnung verstehen, beherzigen, befolgen:

Sei stille dem Herrn und warte auf ihn!

2.

Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret, die Blume abgefallen. Ja, der Tod ist der Sünde Sold. Christus aber hat dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen an das Licht gebracht.

Das ist der Dreiklang, in dem unsere Gedanken und Gefühle in dieser ernsten Woche des scheidenden Kirchenjahrs zusammentönen und ausklingen: Schmerz und Klage um die Toten, um ein Leben, das war, um des Todes furchtbare Macht; Reue und Busse um unsere Sünden, um das Leben, wie es ist, um des Todes tiefsten Grund; selige Hoffnung auf Gottes Gnade, auf ein Leben, das sein wird, auf des Todes endliche Ueberwindung.

Weh uns, dass Klage und Reue nicht grundlos, aber wohl uns, dass sie nicht aussichtslos sind: das Auge der Hoffnung darf hinüberschauen in das Land der Verheissung, wo der Tod nicht mehr sein wird noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sondern die unvergängliche Krone des Lebens winkt. Möge Gott sie beigelegt haben allen unseren Lieben, die bereits den Lauf vollendet haben!

Wie gewinnen wir sie? Wir hören die Antwort der „Offenbarung“ (2,10):

Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

Dies Wort des Herrn soll die Gemeinde zu Smyrna in den ihr bevorstehenden Trübsalen, Versuchungen und Leiden stärken. Und noch heute erquickt es unzählige angefochtene Seelen, klingt es trostreich in die Trauer am offenen Grabe hinein.

Aber es enthält doch zunächst eine Forderung, eine Bedingung für das Empfangen der Krone.

Sei getreu bis an den Tod!

Wer Treue ausdrücklich fordert, hält Untreue für möglich. Sind wir immer treu gewesen? voll unwandelbarer, ungeteilter Hingabe an die Personen und Aufgaben, denen wir uns versprochen haben, die uns in unserem Stand und Berufe verordnet sind? die Eltern, ihre Kinder, die Gott ihnen gegeben hat, aufzuziehen in den Worten des Glaubens und der guten Lehre, in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, dass sie Menschen Gottes würden, vollkommen, zu allem guten Werke geschickt? die Kinder, ihren Eltern gehorsam zu sein in allen Dingen, wie es Gott gefällig ist, sie zu ehren und zu lieben, ihnen zu dienen in Wahrheit und Lauterkeit, ihnen zu lohnen in Gerechtigkeit alles, was sie für sie gethan und gelitten haben? die Lehrer, allezeit mit rechtem Geiste als Gottes Haushalter der Jugend mitzuteilen alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis, die Ungezogenen zu ermahnen, die Kleinmütigen zu trösten, die Schwachen zu tragen, geduldig zu sein gegen jedermann? die Schüler, zu wandeln nach den Worten des Apostels: „Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen; denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft geben sollen, auf dass sie das mit Freuden thun und nicht mit Seufzen, denn das ist euch nicht gut,“ treu das Gebotene zu thun, das Verbotene zu meiden, nicht mit Dienst vor Augen, den Menschen zu gefallen, sondern mit aufrichtigem Herzen, Gottes Willen zu erfüllen? jeder in seinem besonderen Berufe als Herr oder Knecht, als Vorgesetzter oder Untergebener, als Hausgenosse und Freund, als Christ und Mensch, so zu sein und zu denken, zu reden und zu handeln, wie es dieser sein Beruf verlangt und ein redlicher, fester Sinn zu leisten verpflichtet und bemüht ist?

Wer möchte sich unterfangen zu sagen: das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf? Oder wer möchte sich recht-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fertigen mit dem Einwande: die Forderung der Treue an unserer Stelle meint nicht den irdischen Beruf? Ist doch jeder ehrliche Beruf und Stand von Gott eingesetzt und erhält, ob hoch oder gering, rechte Weihe und edelsten Lohn erst dadurch, dass er ausgeübt wird in der Kraft göttlichen Auftrags und Geistes. Alles, was ihr thut, das thut von Herzen, als dem Herrn und nicht den Menschen!

Aber die Forderung unseres Spruches weist allerdings zunächst auf die Treue, die für jede Treue im irdischen Berufe tiefster Grund und Ursprung ist, auf die Treue gegen Gott und Gottes Sohn. Was in irdischer Gestalt unvollkommen und vereinzelt uns entgegentritt, in ihnen erscheint es in Vollendung und Einheit. Hier gilt's, Treue zu halten von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte, dem Herrn aller Herren, dem Vater im Himmel, dem erstgeborenen Bruder, der sein Leben für uns dahingab, auf dass wir die Kindschaft empfingen, dem Meister und Lehrer in aller Wahrheit, von Gott gekommen.

Hat Gott keinen Anspruch darauf? Er hat uns geschaffen, erhalten, von Sünde und Tod erlöst, indem er für uns das Liebste opferte. Ohne ihn sind wir nichts, durch ihn alles: wie sollten wir nicht auch für ihn alles haben und geben, uns selbst ganz ihm weihen? Ach, dass doch alle unsere Gedanken unverrückt gerichtet wären auf ihn, den Urquell des Lichts, statt uns wägen und wiegen zu lassen von allerlei Wind der Lehre, dass wir doch unseren Stolz, unsere Ehre darein setzten, seine, nicht unsere Gedanken zu denken! dass wir ihn liebten mit der Liebe, mit der er uns zuerst geliebt hat! dass wir redeten, weil wir glauben, gedrungen von der Macht seines Wortes, Jesum zu bekennen vor den Menschen als Gottes Sohn, für uns ins Fleisch gekommen, unseren Herren! dass wir wandelten in seinen Wegen, handelten nach seinen Geboten im Geist, im Licht, in der Liebe, in Gerechtigkeit, in der Heiligung, auf dass durch uns als seine Auserwählten an unserem Leibe und Geiste seine Herrlichkeit gepriesen und sein Reich gemehrt würde!

Wer hat so ihm Treue gehalten? Wer kann bestehen vor ihm?

Aber die Forderung „Sei getreu“ soll nicht Unerfüllbares auflegen und uns so zum Gericht werden, sondern nur die Richtung geben auf das, was in der Versuchung und Neigung zur Untreue vor allem not thut. Der Herr erkennt, was für ein Gemächte wir sind, dass der Geist willig, das Fleisch schwach ist. Er sieht nicht so sehr auf die einzelne Handlung, als auf das Herz, die Gesinnung, die Gesinnung, die sich zwar nicht vermisst, zu sagen: „Wenn alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu,“ aber doch täglich betet: „Lass mich dein sein und bleiben, du treuer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gott und Herr!“ Darum rechnet er uns die einzelne Untreue nicht zu, wenn wir nur in herzlicher Liebe an ihm festhalten, ihm treu sein wollen, ja, er hilft mit seinem Geiste unserer Schwachheit auf, stärkt die müden Hände, erquickt die strauchelnden Kniee, dass wir ihm doch näher kommen, immer fester uns an ihn anschliessen, immer ernster nach seinem Willen fragen, immer gewissenhafter nach seinen Geboten handeln, treu im Kleinen und Geringen, treu dann auch im Grossen.

Ein Vorbild hat unser Heiland selbst uns gelassen. Sollten wir ihm, der treu war bis zum Tode, die Nachfolge schuldig bleiben? Pflicht und Ehre der Mannen deutscher Vorzeit war es, mit dem Gefolgsherren freudig in den Tod zu gehen, und der ehrwürdige Sänger des Heliand sieht in den Jüngern Jesu solch treue Mannen ihres himmlischen Königs. Ja, sie haben wie alle echten Jünger, Treue gehalten bis in den Tod, trotz Schwert, Marter und Scheiterhaufen — sollten wir den Kampf für unseren Glauben nicht willig aufnehmen und standhaft ausfechten, wenn nicht gegen die rohe Gewalt, so doch gegen die listigen Anschläge aller Feinde, die uns von Gott abtreiben und Christi Herrschaft wehren wollen, gegen den altbösen Feind, gegen die Welt, gegen unser eigenes Fleisch mit seinen Listen und Begierden? Gewiss ist dieser Kampf schwer und mühselig; er endet erst mit dem Leben selbst. Aber nur im Feuer kann sich ja das Gold läutern und bewähren. Was wäre es für ein Ruhm, durch leichten und kurzen Kampf den Sieg zu gewinnen?

Und wenn schon der irdische König seinen Getreuen alles darreichen musste und darreichte, was sie an irdischem Gut bedurften und an irdischen Ehren begehrten, so lohnt uns unser himmlischer König mit köstlicherer Habe: er schenkt uns, was zum himmlischen Leben dient und führt, ein Pfand auf das Erbe, das er uns erworben, schon hier, und das volle Erbteil dereinst, die unvergängliche Krone des Lebens.

So folgt der Forderung: „Sei getreu bis an den Tod“ die herrliche Verheissung:

So will ich dir die Krone des Lebens geben.“

Ihr Inhalt ist das ewige Leben. Wer an Christum glaubt und sein Wort hält, dessen Leben ist schon hier auf Erden mit Christo verborgen in Gott: er hofft nicht nur, er hat schon ewiges Leben. Aber die Krone des ewigen Lebens winkt erst im Reiche der Vollendung, der Herrlichkeit, wenn das Alte vergangen und alles neu geworden ist. Was kann es Tröstlicheres geben als diese Hoffnung, nach treuer Bewährung einzugehen zu seines Herren Freude, wo wir den Tod nicht sehen werden ewiglich, wo wir, erlöst von allem Uebel, in seliger Gemeinschaft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit allen Auserwählten Gott schauen werden von Angesicht zu Angesicht?

Und dass diese Verheissung, unsere Hoffnung fest und untrüglich ist, dafür bürgt uns der Herr, der sie gegeben, der diese Krone zuerst für uns erworben hat, der Todesüberwinder, der erste und der letzte, der tot war und ist lebendig geworden, Jesus. Was er zusagt mit seinem Herrenwort: „Ich will, ich werde geben," das hält er gewiss: er kann sich nicht verleugnen.

Aber „geben" will er, aus freiem Entschluss, nach freier Wahl. Wir können uns nichts geben oder nehmen. Der Sold, den wir durch unsere Sünde verdient haben, ist der Tod; das ewige Leben ist reine Gnadengabe Gottes. Aber wenn nicht verdienen, so doch dienen! Die Krone, der Kranz wird am Ziele nur dem aufs Haupt gedrückt, der in strenger Selbstzucht seinen Leib gezähmt hat, der in den Schranken gelaufen ist, nicht aufs Ungewisse, der um das Kleinod gekämpft hat wie ein Mann, mit den rechten Waffen, in der rechten Weise, in dem rechten Geiste. Ihm hilft auch Gott selbst mit seiner Kraft hindurch, dass er es endlich gewinne und den Sieg behalte und vom Tode zum Leben durchdringe. Darum:

Sei getrost bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

Ja, getreu ist er, der euch ruft, welcher wird es auch thun. Amen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gott und H einzelne Untreue
nicht zu, w ihm festhalten,
ihm treu s n Geiste unserer
Schwachheit t die strauchelnden Kniee, mmer fester uns
an ihn ansc n Willen fragen,
immer gewi andeln, treu im
Kleinen und ssen.

Ein V elassen. Sollten
wir ihm, de chfolge schuldig
bleiben? P her Vorzeit war
es, mit dem zu gehen, und
der ehrwürd n Jüngern Jesu
solch treue Ja, sie haben
wie alle ec den Tod, trotz
Schwert, Ma wir den Kampf
für unseren d standhaft aus-
fechten, wen doch gegen die
listigen Ans t abtreiben und
Christi Her altbösen Feind,
gegen die V it seinen Listen
und Begierd r und mühselig;
er endet erst im Feuer kann
sich ja das wäre es für ein
Ruhm, durc g zu gewinnen?

Und w n Getreuen alles
darreichen n lischem Gut be-
durften und lohnt uns unser
himmlischer henkt uns, was
zum himmlis d auf das Erbe,
das er uns e Erbteil dereinst,
die unvergän

So folg n den Tod" die
herrliche Ve

So will s geben."

Ihr In Christum glaubt
und sein W auf Erden mit
Christo verb , er hat schon
ewiges Lebe bens winkt erst
im Reiche d n das Alte ver-
gangen und es Tröstlicheres
geben als di ung einzugehen
zu seines He sehen werden
ewiglich, wo er Gemeinschaft

© The Tiffen Company, 2007
TIFFEN Gray Scale
R G B W G K C Y M
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Uebersicht

über den Inhalt der I. und II. Sammlung.

I. Zum Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

Von der Vaterlandsliebe . . . . . I., Seite 3—7.
Vom Gemeinsinn . . . . . I., „ 7—14.
Glaube und Gerechtigkeit, Weisheit und Gesundheit in der Schule II., „ 3—9.
Penser, vivre et mourir en roi (Friedrich der Grosse) . . . II., „ 10—14.

II. Zum Geburtstage Sr. Durchlaucht des Fürsten.

Mozart und Körner . . . . . I., „ 14—20.
Karl Löwe . . . . . II., „ 15—21.
Gustav Freytag . . . . . II., „ 21—26.

III. Zum Sedantage.

Strassburg verloren und wiedergewonnen . . . . . I., „ 21—24.
Welch eine Wendung durch Gottes Führung! . . . . . I., „ 24—26.

IV. Zur Entlassung der Abiturienten.

Ererben, erwerben, erhalten . . . . . I., „ 27—32.
Von der Arbeit . . . . . I., „ 32—37.
Licht, Liebe, Leben! . . . . . I., „ 37—44.
Sokrates — ein Vorbild idealer Lebensführung . . . . . II., „ 26—33.
Zwei Worte Kaiser Wilhelms I.:
„Meines Gottes will ich überall gedenken“ und
„Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande“ . . II., „ 34—40.

V. Zum Gedächtnis der Toten (Ecce).

Jüngling, ich sage dir, stehe auf! . . . . . I., „ 45—48.
Herr, lehre mich doch, dass es ein Ende mit mir haben muss
und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muss! . . I., „ 48—52.
Sei stille dem Herrn und warte auf ihn! . . . . . II., „ 40—45.
Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens
geben . . . . . II., „ 45—49.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf